



Nr. 700
DM 1,50

Österreich S 12,-
Schweiz sfr 2,-
Italien Lire 400,-
Frankreich FF 2,80
Belgien frs 25,-
Luxemburg frs 24,-
Niederl. fl. 1,85
Spanien Ptas 65,-

Neu!

Machtwechsel im
Jahre 3540 -
die Menschheit
mutiert

APHILIE



Nr.0700 Aphilie

Machtwechsel im Jahre 3540 - die Menschheit mutiert

von KURT MAHR

Seit den schicksalhaften Tagen des Jahres 3460, da Terra und Luna nach dem Verzweiflungssprung durch den Soltransmitter erneut auf die Reise gingen und in einem Orbit um eine neue Sonne einschwenkten - der Planet und sein Trabant wären bei diesem Unternehmen zweifellos verglüht, wenn die Ploohnkönigin die drohende Katastrophe nicht verhindert hätte - ist viel geschehen.

Inzwischen schreibt man auf Terra, da man dort auch noch die alte Zeitrechnung beibehalten hat, Anfang Juli des Jahres 3580. Somit wird der Mutterplanet der Menschheit mit all seinen Bewohnern bereits seit 120 Jahren von der Sonne Medaillon bestrahlt.

Medaillon ist eine fremde Sonne - eine Sonne, deren 5- und 6-dimensionale Strahlungskomponenten auf Gene und Psyche der meisten Menschen einen erschreckenden Einfluß ausüben.

Als man dies im Jahre 3540 - also 80 Jahre nach der zweiten Ortsveränderung Terras - bemerkt, ist es bereits zu spät.

Perry Rhodan und die meisten seiner Getreuen werden ihrer Ämter enthoben. Die von der Sonne Veränderten beginnen alle normal Gebliebenen zu verfolgen und eine wahre Schreckensherrschaft zu errichten. Das neue Regime steht seitdem unter dem Zeichen der APHILIE ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Sergio Percellar und Sylvia Demmister - Das "Buch der Liebe" berichtet von Sieg der "Vernunft".

Perry Rhodan - Der Großadministrator wird abgesetzt.

Reginald Bull - Das "Licht der reinen Vernunft" leuchtet.

Pakko - Ein Mann, der den Tod fürchtet.

Trailokanat - Ein Informationsmakler.

Vater Ironside - Mitglied des Franziskaner-Ordens.

1.

Bangkok 3580

"Dem nächsten, der dich anschaut, schlage ich ins Gesicht!" knurrte Sergio.

"Paß nur auf deine Augen auf!" antwortete Sylvia warnend. "Sie werden dich sonst für einen Wahnsinnigen halten."

Sie trieben auf der langsamsten Sektion des Rollsteigs durch die Fußgängerzone der Innenstadt von Bangkok, einer Stadt, die sich im Laufe der Jahrhunderte zum Zentrum Südostasiens entwickelt hatte. Um Sergio und Sylvia herum drängte sich dichter Verkehr. Auf dem breiten Laufband standen sie in Tuchfühlung mit Menschen in den üblichen lichtgrauen Standardmonturen, Menschen, die meist starren Blicks geradeaus schauten, ohne jegliche Regung in ihren Gesichtern. Nur hin und wieder sah einer auf - ein Mann gewöhnlich, der eine Frau erblickt hatte, die sein Interesse erregte. Für die kurzen Augenblicke des Vorbeigleitens leuchteten seine Augen in unverhüllter Begierde. Das war es, was Sergio Percellar störte: Sylvia war ein Geschöpf, dessen Anblick die Gier vieler Männer erregte. Sie starrten von dem in entgegengesetzter Richtung laufenden Band herüber, und in ihren Blicken lag soviel obszöne Offenheit, daß Sergio seine Wut kaum mehr zu bezähmen wußte.

Sylvia spürte seine Erregung. Verstohlen legte sie ihm die Hand auf den Arm, eine Geste, die sie sofort verraten hätte, wenn sie von jemand bemerkt worden wäre.

"Nur Ruhe!" murmelte sie. "Wir sind gleich da. Vergiß nicht, was wir uns vorgenommen haben!"

"Ich wußte nicht, daß es so schwer sein würde", knirschte er.

"Wiederhole unseren Vorsatz!" forderte sie ihn auf.

"Jetzt? Hier?" protestierte er.

"Du kannst ebenso leise sprechen wie ich", redete sie auf ihn ein, "und niemand außer mir wird dich hören. Also...?"

Er wußte genau: wenn sie in diesem Ton zu ihm sprach, gab es kein Ausweichen. Stockend begann er:

"Ich will fortan die Nächstenliebe als das höchste Gut betrachten, das dem Menschen je zuteil werde. Ich will fortan nicht vergessen, daß eine Laune der Natur und nicht ihr eigenes Wollen den Menschen die Möglichkeit genommen hat, Nächstenliebe zu empfinden. Ich will fortan meine Mitmenschen als Kranke betrachten, die meine Nachsicht verdienen. Ich will mich gegen ihre Nachstellungen wehren, soweit sie mir gefährlich werden können, aber ich will meine Mitmenschen für ihre Handlungen, die aus Mangel an Nächstenliebe geboren sind, nicht verantwortlich machen."

Sie ließ die Hand von Sergios Arm gleiten.

"Das hast du gut gesagt", lobte sie ihn halblaut und hatte ihr Gesicht dabei so in der Gewalt, daß es denselben starren Ausdruck zeigte wie das der Menschen, zwischen denen sie eingeklemt waren. "Und du fühlst dich jetzt auch schon viel weniger aufgeregter, nicht wahr?"

"Ja!" grinste er und fing an zu lachen.

Als er den warnenden Blitz ihrer Augen sah, war es schon zu spät. Einer der Umstehenden fuhr herum und fragte mit drohender Stimme:

"Wer hat da gelacht?"

Ein kleines, altes Männchen, das unmittelbar neben Sergio stand, war mit der Antwort gleich bei der Hand. Es streckte den Arm aus und deutete auf Sergios hochgewachsene, hagere Gestalt. Mit schriller Stimme verkündete es:

"Der da war es! Ich habe es deutlich gehört!"

Der Frager, ein grobschlächtiger Asiate, drängte die Umstehenden beiseite und kam auf Sergio zu.

"Du hast gelacht? Und warum, Bruder?"

Sergio hatte, als ihm die Gefahr offenbar wurde, in der er schwebte, die Miene aufgesetzt, die Sylvia und er in ihrem privaten Sprachgebrauch "das Standardgesicht" nannten: ernst und ausdruckslos.

"Selbst wenn ich gelacht hätte", antwortete er mit flacher Stimme, "ginge es dich nichts an, Bruder. Die Wahrheit ist jedoch, daß ich nicht gelacht habe. Ich habe mich verschluckt und gehustet. Und nun, Bruder, laß mich in Ruhe!"

War es die korrekte Antwort, war es Sergio Percellars zwingender Blick - kurzum, der Bullige wandte sich ab. Noch eine halbe Minute verging, dann flüsterte Sylvia:

"Hier müssen wir absteigen!"

Sie verließen das Band und mischten sich unter die Menge, die sich abseits der Rollbandstraßen über den Gehsteig schob.

*

Die Straßen und Gassen der Fußgängerzone waren voll von Menschen. Es war, als triebe die Aphilie die Menschen aus ihren Wohnungen, damit sie einander ständig nahe seien, obwohl sie sich nichts zu sagen hatten. Es war ein buntes Völkergemisch, das Sergio und Sylvia umgab, Menschen von allen Zonen der Erde, Marsgeborene und Siedler von den Kolonialwelten des ehemaligen Solaren Imperiums. Was sie alle in Bangkok zu suchen hatten, war Sergio schleierhaft. Sie alle starrten mit teilnahmslosem Blick geradeaus - auch dann, wenn sie sich miteinander unterhielten, was stets mit ruhiger Stimme geschah. Er haßte den leeren Ausdruck ihrer Gesichter, und es kostete ihn Mühe, seinen Abscheu nicht deutlich zu zeigen.

Und noch eine Gruppe von Wesen gab es inmitten des Gedränges, das die Innenstadt von Bangkok erfüllte: gelbbraun Uniformierte, die sich durch die Menschenmenge schoben und ihre Augen überall hatten. Die Gelbbraunen waren Roboter, die Aufpasser der neuen Machthaber. Sie hatten darauf zu achten, daß das Gesetz nicht verletzt wurde. Und wenn sie eine Verletzung beobachteten, dann hatten sie dafür zu sorgen, daß der Schuldige sofort bestraft wurde.

Die Menschen nannten sie nach ihrer Typenbezeichnung: K-2. Ka-zwo, das war ein gefürchtetes Wort, denn die Ka-zwos waren erbarmungslos. Jede noch so kleine Verfehlung wurde scharf geahndet, und es gab keine geringere Strafe als einen Schlag auf die Schulter, mit einer Energie von zwanzig Newtonmeter. Das aber war eine Strafe, unter der schon manches Schlüsselbein den Dienst aufgesagt hatte. Um Ka-zwos machten die Menschen einen Bogen.

Für Sergio Percellar aber - und ebenso für Sylvia Demmister - waren die Ka-zwos die Personifikation der Häßlichkeit dieser Welt. Sergio haßte die Roboter mit einer Inbrunst, die fast schon nicht mehr menschlich war. Sollte ihn jemals einer nach der Leistung fragen, auf die er am stolzesten war, dann hätte er ohne Zweifel darauf geantwortet, er habe bereits zweiundzwanzig Ka-zwos "beiseite geschafft".

Er folgte Sylvia in eine schmale Seitengasse, die von schmalen, alten Fassaden begrenzt wurde. Sylvia liebte diesen Teil der Stadt, und in einem der Häuser kannte sie ein kleines Eßlokal, von dem sie Sergio schon lange vorgeschwärmt hatte, noch bevor sie nach Bangkok gekommen waren. Es bestand aus einem einzigen langen, schmalen Raum, auf dem man so viele Tische und Stühle wie möglich zusammengepfercht hatte. Das Restaurant war etwa zu drei Vierteln besetzt, als Sylvia und Sergio eintraten. An der rückwärtigen Wand gab es eine Reihe glitzernder Speise- und Getränkeautomaten. Eine Schlange von Menschen hatte sich davor gebildet, und die Schlange bewegte sich nur langsam, da die Automaten eine erstaunlich große Auswahl boten und die Leute Mühe hatten, sich zu entscheiden. Über der Reihe der Automaten und noch einmal über dem Eingang hing je ein kleines Aufnahmegerät, das die Vorgänge im Restaurant aufzeichnete. Denn das war das hervorstechendste Merkmal der aphilen Gesellschaft: daß sie ihre Mitglieder dauernd bewachte.

Sylvia und Sergio stellten sich an. Sergio zog ein paar Münzplaketten aus der Tasche und überlegte, wie viel sie sich heute leisten konnten. Bei einem Leben wie dem ihren war Geld immer knapp, und bis nach Borneo waren es immerhin noch gute zweitausend Kilometer.

Sie waren bis auf drei oder vier Leute, die noch vor ihnen standen, an den ersten Automaten herangekommen, als es geschah - plötzlich, unerwartet und ohne Anlaß. An einer der weiter vorne stehenden Maschinen hatte sich einer der Kunden nach der Ansicht des Mannes, der hinter ihm stand, zuviel Zeit genommen. Der Ungeduldige, ein mittelgroßer, grobknochiger Mann unbestimmten Alters, drängte sich mit einem knurrenden Laut nach vorne, rammte dem Saumseligen den Ellbogen in die Seite und begann nun, selber seine Wahl zu treffen.

Unwillkürlich wurde es still in dem langgestreckten Raum. Instinktiv spannten sich Sergios Muskeln. Er wußte, was nun kommen würde, und die andern, die den Zwischenfall beobachtet hatten, wußten es auch.

Eine schrille, quäkende Pfeife begann zu plärren. Das war das Signal. Das Gesetz über den Umgang der Menschen miteinander, Absatz drei: im Alltag, Paragraph vierzehn: bei Inanspruchnahme öffentlicher Einrichtungen, war verletzt worden. Eines der Aufnahmegeräte hatte den Verstoß bemerkt und gemeldet.

*

Der Mann, der sich auf so rüde Weise zu seinem vermeintlichen Recht verhelfen hatte, stutzte zunächst, als er die Pfeife quäken hörte. Er wandte sich ein wenig von der Maschine ab, aus der er seine Mahlzeit hatte beziehen wollen, und drehte sich so, daß Sergio sein Gesicht sehen konnte. Es war ein hageres Gesicht mit ungesunder, gelblicher Haut und unangenehmen Zügen.

Plötzlich wurde er blaß. Die Bedeutung des Pfeifengequäkes schien ihm aufgegangen zu sein. Aus weit aufgerissenen Augen starrte er in Richtung des Eingangs. Ein gurgelnder Schrei brach ihm über die Lippen.

"Nein!"

Dann sprang er. Er durchbrach die Reihe derer, die sich vor den Maschinen angestellt hatten, mit wild schwingenden Armen trieb er die Leute auseinander. Mit weiten Sätzen hetzte er auf den Ausgang zu.

Draußen - das konnte Sergio durch die offene Tür sehen - zögerte er eine halbe Sekunde, unschlüssig, nach welcher Seite er sich wenden sollte. Und mit einemmal ließ er die Arme hängen und senkte den Kopf. Er bot ein Bild der absoluten Mutlosigkeit, und wenige Augenblicke später konnte man erkennen, was es war, das ihm den Mut geraubt hatte.

Von rechts her schoben sich zwei Ka-zwos ins Blickfeld. Der eine trug die reguläre, gelbbraune Uniform, der andere zusätzlich eine rote Markierung am Revers, die ihn als übergeordneten Roboter auswies. Er mußte zufällig in der Gegend gewesen sein, denn bei der Bestrafung von geringfügigen Vergehen, wie hier eines vorlag, war die Anwesenheit eines Aufsehers grundsätzlich nicht notwendig.

Die beiden Roboter führten den Mann in das Restaurant zurück. Eines der Prinzipien des aphilen Strafvollzugs war, daß die Strafe nach Möglichkeit am Tatort selbst und in Anwesenheit derjenigen, die auch Zeuge des Vergehens gewesen waren, vollzogen werden sollte. Der untergeordnete Robot sprach den Straffälligen mit wohlmodulierter Stimme an:

"Du hast das Gesetz über den Umgang der Menschen miteinander - Absatz drei: im Alltag, Paragraph vierzehn: bei Inanspruchnahme öffentlicher Einrichtungen - gebrochen. Das Aufnahmegerät hat die Tat aufgezeichnet. Die Aufnahme wurde mir zugespielt. Ich erkenne dich anhand der Aufnahme einwandfrei wieder. Hast du noch eine Frage?"

Der Gelbhäutige bewegte die Lippen und formte ein "Nein", aber ein Laut war nicht zu hören. Dem Roboter jedoch schien die Antwort zu genügen.

Er hob den Arm. Zwanzig Newtonmeter - das war die kinetische Energie eines Kilogrammgewichtes, das aus etwa zwei Metern Höhe herabfiel. Ein ziemlich wuchtiger Schlag, den manches Knochengerüst nicht ohne Nachwirkung auszuhalten vermochte. Der Gelbhäutige stand still, aber sein Blick war ängstlich nach oben gerichtet, wo die harte Faust des Ka-zwo über ihm hing.

"Jetzt!" sagte der Roboter freundlich.

Die Faust sauste herab und traf mit dumpfem Aufschlag die Schulter des Straffälligen. Der Mann schrie laut auf und ging in die Knie. Ein paar Sekunden lang hockte er mit schmerzverzerrtem Gesicht am Boden. Dann sprang er auf und lief davon. Die beiden Roboter wandten sich ebenfalls ab und spazierten mit gravitatischen Schritten davon.

"Ich habe auf einmal keinen Hunger mehr", sagte Sylvia halblaut.

Sergio erwachte aus tiefer Nachdenklichkeit.

"Hunger?" brummte er. "Wer hat je Hunger gehabt?"

Sie verließen das Restaurant. Zielloos mischten sie sich unter die Menge, die sich die schmale Gasse entlangbewegte. Sie sprachen nicht miteinander. Jeder mußte in seinen Gedanken selbst mit dem fertig werden, dessen Zeugen sie soeben geworden waren.

Sergio Percellar sah kaum, was um ihn herum vorging. Er blickte erst auf, als er irgendwo einen flüchtigen, gelbbraunen Schimmer bemerkte. Mit einem Ruck blieb er stehen. Vor ihm stand der Ka-zwo-Aufseher, der Robot mit der roten Markierung am Revers, derselbe, der vor wenigen Augenblicken der Bestrafung des Gesetzesbrechers im Automatenrestaurant beigewohnt hatte.

So schoß es Sergio durch den Kopf. Im nächsten Augenblick korrigierte er sich. Die Ka-zwos hatten alle dieselben Gesichter. Man konnte sie nicht voneinander unterscheiden.

Es gab jedoch keinen Zweifel daran, daß dieser Robot es auf Sergio und Sylvia abgesehen hatte. Er war vor ihnen aus der Menge aufgetaucht und hatte sich so aufgebaut, daß er ihnen den Weg versperrte.

"Ihr zwei seid ein eigenartiges Paar, Bruder und Schwester", sagte er. "Ich habe euch vorhin im Restaurant beobachtet. Ich vermisse an euch die charakteristische Ausstrahlung des Personal-Identifizierungs-Kodegebers. Ihr wißt doch, Bruder und Schwester, was ein PIK ist... oder nicht?"

Der PIK

"O verdammt!" entfuhr es Sergio.

Im nächsten Augenblick hatte er sich am liebsten die Zunge abgebissen.

"Du verwendest eine merkwürdige Sprache, Bruder", bemerkte der Ka-zwo-Aufseher. "Es ist unter des befreiten Menschen Würde, derartige Worte zu gebrauchen."

Sergio hielt es für das beste, das Problem frontal anzugehen.

"Du hast richtig beobachtet, Bruder", gab er zu. "Wir beide haben noch keinen PIK."

"Und warum nicht?"

"Wir waren nie lange genug an einem Ort, um uns einen zu beschaffen. Außerdem ist die Frist noch nicht abgelaufen. Wir haben noch ein paar Wochen Zeit, bevor wir uns strafbar machen."

"Genau vier Tage, Bruder", verbesserte ihn der Robot. "Du hättest besser auf den Kalender achten sollen."

"Wir werden die nächste Gelegenheit wahrnehmen, uns ein solches Gerät zu beschaffen", versprach Sergio.

"Darauf wollte ich eben hinaus, Bruder."

"Wie meinst du das?"

"Ich biete dir die Gelegenheit. Ihr kommt mit mir zum nächsten Büro der Aufsichtsbehörde. Dort wird man euch beiden einen Personal-Identifizierungs-Kodegeber verabreichen."

Der Vorschlag war Sergio alles andere als angenehm. Der PIK war ein heimtückisches Gerät, und den beiden lag wenig daran, daß die Regierung die Möglichkeit erhielt, ihren Weg durch die Dschungel von Borneo sozusagen ferngesteuert zu verfolgen.

"Wir beide haben eine dringende Verabredung", versuchte er, den Roboter hinzuhalten. "Ich versichere jedoch..."

"Darauf kann ich mich nicht einlassen, Bruder", unterbrach ihn der Ka-zwo-Aufseher. "Ihr beide müßt sofort mit mir kommen."

Alle Personen, die innerhalb von zehn Tagen vor Ablauf der Beschaffungsfrist ohne Personal-Identifizierungs-Kodegeber angetroffen werden, sind zur nächsten Niederlassung der Aufsichtsbehörde zu bringen und mit einem PIK auszustatten."

Sergio zuckte hilflos mit den Schultern. Sein ratloser Blick traf Sylvia.

"Ja, da kann man wohl nichts machen ...", murmelte er niedergeschlagen.

"Also, kommt mit!" befahl der Robot.

Er setzte sich selbst an die Spitze der kleinen Gruppe und bahnte sich einen Weg durch die Menge. Sylvia und Sergio folgten in seinem Kielwasser. Mehr als einmal sah Sergio sich blitzschnell um und versuchte, eine Möglichkeit zur Flucht zu erspähen. Aber nicht nur sein Verstand, sondern auch Sylvias warnende Blicke sagten ihm, daß er von einem solchen Vorhaben besser die Finger lassen sollte. Die Ka-zwos, und besonders ihre Aufseher, waren hochgetrimmte Maschinen mit einer unglaublichen Reaktionsfähigkeit. Niemand, in dessen Nähe sie sich befanden, hatte nur die geringste Aussicht zu entkommen. Nein, schloß Sergio, es hatte keinen Zweck, die Flucht zu wagen.

Er konnte sich nicht mit Sylvia unterhalten. Der Robot hätte jedes Wort gehört und sorgfältig aufgezeichnet. Also mußten sie sich durch Blicke und kleine Gesten verständigen. Der Ka-zwo-Aufseher bemerkte vielleicht auch das, obwohl er ihnen den Rücken zuwandte. Aber die Sprache der Augen und der Hände konnte niemand entschlüsseln. An Sylvias Blicken erkannte Sergio, daß sie sich über die Gefährlichkeit der Lage wohl im klaren war.

Wenn man sich bei der Aufsichtsbehörde, wie der Roboter die Staatspolizei nannte, darauf beschränkte, ihnen einen PIK unter die Haut zu operieren, dann war alles in Ordnung. Irgendwo auf hoher See würden sie sich des Geräts wieder entledigen können.

Aber es war durchaus möglich, daß es schlimmer kam. Wenn dem Robot auch nur der geringste Verdacht bezüglich ihrer Zuverlässigkeit gekommen war, dann würde er diesen Verdacht seinem Vorgesetzten mitteilen, und diesem schrieb es die Dienstordnung der Staatspolizei vor, daß er den Vermutungen seines Untergebenen bis ins kleinste Detail nachging.

Das konnte bedeuten: Hypnose. Und dazu durfte es Sergio nicht kommen lassen. Unter Hypnose würde er der Staatspolizei alles verraten, was er wußte - auch, daß er "ein Buch" war. Und das wiederum würde den Tod bedeuten.

Bevor Sylvia und Sergio zu ihrer Reise nach Borneo aufgebrochen waren, hatten sie sich in mühevoller, wochenlanger Arbeit einen Aktionsplan zurechtgelegt, der alle Gefahren und Eventualitäten berücksichtigte. Bis jetzt war ihre Reise im großen und ganzen unbehelligt vonstatten gegangen. Dieses war die erste ernsthafte Gefahr, deren sie sich erwehren mußten. Ein kurzes Blickspiel mit Sylvia genügte Sergio, um zu erkennen, daß auch sie die gegenwärtige Lage als ernsthaften Gefahrenfall identifiziert hatte.

*

Das Büro der Aufsichtsbehörde war ein ausgedehntes, mehrstöckiges Gebäude, das sich innerhalb eines gesicherten Bereichs befand. An den Grenzen des Bereichs erhob sich eine energetische Sperre, die durch blinkende Warnlichter markiert war. Wer die Barriere berührte, bekam einen Hitzeschock, der in den meisten Fällen tödlich wirkte.

Der Ka-zwo-Aufseher jedoch ließ sich durch die Energiewand nicht beeindrucken. Er wußte, wo es sichere Zugänge gab.

Er forderte Sergio und Sylvia auf, sich dicht hinter ihm zu halten, und da sie wußten, daß die Gebäude der Staatspolizei grundsätzlich durch Energieschranken von der Umwelt getrennt waren, leisteten sie der Aufforderung bereitwillig Folge.

Um das Gebäude herum standen auf der leeren, von der Energiebarriere umschlossenen Fläche mehrere Gleitfahrzeuge mit den Emblemen der Staatspolizei. Gelbbraun uniformierte Roboter waren zu sehen, die irgendwelchen unerfindlichen Verrichtungen nachgingen. Das Innere des Gebäudes bestand - das war Sergios erster Eindruck - in der Hauptsache aus kahlen, grell erleuchteten Gängen, fensterlos, mit endlosen Reihen von Türen zu beiden Seiten.

Durch eine der Türen führte sie der Roboter. Sie gelangten in einen kleinen Raum, dessen einziges Mobiliar aus drei Sitzbänken bestand, die sich an den Wänden entlangzogen. An der freien Wand gab es eine weitere Tür, die in einen angrenzenden Raum führte. Durch diese Tür verschwand der Ka-zwo-Aufseher, nachdem er Sergio und Sylvia bedeutet hatte, sich ruhig zu verhalten und zu warten.

Ein paar Minuten vergingen. Sergio starrte zu Boden. Er wußte sicher, daß dieser Raum mit Sicht- und Abhörgeräten überwacht wurde. Es wäre gefährlich gewesen, mit Sylvia zu sprechen.

Er wartete, und mit jeder Sekunde wuchs seine Besorgnis. Sicherlich berichtete der Roboter über jede Phase ihrer Begegnung. Der Fluch, der ihm entrutscht war, würde ohne Zweifel erwähnt werden. Wenn der Ka-zwo-Aufseher daran die Bemerkung knüpfte, daß ihm dieser Vorfall verdächtig erscheine, dann wurde die Sache brenzlig. Unwillkürlich fuhr Sergios Hand zur Hüfte hinab.

Aber bevor die Finger den Stoff seiner Kleidung berührten, um nach der kleinen, beulenartigen Erhebung zu tasten, unter der sich seine einzige Waffe für den Ernstfall verbarg, erinnerte er sich der verborgenen Aufnahmegeräte und tat so, als plage ihn ein Juckreiz an der Seite.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, durch die der Robot verschwunden war. An seiner Stelle erschien ein Mann mittleren Alters, von mittlerer Statur, mit dunklem, kurzgeschnittenem Haar und einem nichtssagenden Gesicht. Der Mann blickte ernst vor sich hin, während er zuerst Sylvia, dann Sergio musterte. Schließlich nickte er Sergio zu und sagte:

"Mit dir will ich zuerst sprechen, Bruder. Komm herein!"

Sergio stand auf und folgte ihm. Merkwürdigerweise lag hinter der Tür nicht ein weiterer Raum, sondern ein Gang, der schmaler und weniger hell erleuchtet war als die Gänge, durch die Sergio bis jetzt gekommen war. Auch gab es zu beiden Seiten keine Türen.

"Wohin führst du mich, Bruder?" fragte er den unscheinbaren Mann, der vor ihm herschritt.

"Dorthin, wo man PIKs verabreicht, Bruder", lautete die Antwort.

Im selben Augenblick fing die Gangbeleuchtung an zu flackern. Sergio blieb überrascht stehen und sah auf. Der Unscheinbare fuhr ihn an:

"Nicht anhalten! Weitergehen!"

Sergio hörte leise Musik, die aus der Höhe zu kommen schien, durch die niedrige Gangdecke. Es war eine eigenartige Musik, wie Sergio sie nie zuvor gehört hatte, mit einem merkwürdigen Rhythmus, der sich mit dem Flackern der Beleuchtung vereinigte und eine Wirkung erzeugte, die Sergios Körper im gleichen Takt vibrieren ließ.

"Nicht anhalten! Weitergehen ..."

Selbst die Stimme des Unscheinbaren wurde von dem geheimnisvollen Rhythmus eingefangen und schwang mit ihm auf und ab. Überrascht starrte Sergio in den schier endlosen Gang hinein, der sich im Takt der Musik und des Flackerns mit einemmal zu weiten und wieder zusammenzuziehen schien. Er war in eine Märchenwelt geraten! Nichts war mehr wirklich. Der Befehl des Unscheinbaren hämmerte auf ihn ein.

Da durchfuhr es ihn wie ein Ruck. Ein Teil seines kritischen Bewußtseins war wachsam gewesen und warnte ihn: Das war eine Hypnofalle! Noch ein paar Sekunden, und er war dem Bann der fremden Musik, dem rhythmischen

Geflacker der Beleuchtung und der beschwörenden Stimme des Mannes vor ihm hilflos ausgeliefert! Er riß sich zusammen.

"Ich komme ...", ächzte er, um den Unscheinbaren zu beruhigen.

Aber gleichzeitig stach die rechte Hand zu der Stelle am Oberschenkel hinab, die er draußen, im Vorzimmer, zu berühren sich nicht getraut hatte. Der tastende Finger fand die unscheinbare Naht. Ein Ruck - und der Stoff des Beinkleids riß auf. Die Nägel gruben sich ins Fleisch, durchbrachen die Haut und fanden die winzige Kapsel, die sich dort verbarg. Aufstöhnend vor Schmerz brachte Sergio das kleine Gebilde zum Vorschein. Der Sauerstoff der Luft initialisierte den Zünder. Von jetzt an hatte Sergio fünfzehn Sekunden Zeit, sich aus dem Zentrum des Explosionskegels zu entfernen.

"Was ist?" fuhr der Unscheinbare ihn an. "Warum kommst du nicht?"

Das flackernde Licht, die fremdartige Musik, die Stimme des Mannes - sie alle hatten plötzlich keinen Einfluß mehr auf Sergio. Er hatte die Gefahr rechtzeitig erkannt, und damit war die Wirkung des hypnotischen Einflusses zunichte gemacht.

"Euch alle soll der Teufel holen, Bruder!" knurrte er zornig.

Dabei schnippte er die kleine Kapsel mit den Fingernägeln fort, warf sich herum und eilte den Weg zurück, den er gekommen war. Der Gang war von bedeutender Länge, und im Banne der hypnotisierenden Musik hatte er vergessen, wie lange er schon unterwegs war. Es dauerte viel länger, als er erwartet hatte, bis er im immer noch flackernden Licht die Tür vor sich auftauchen sah. Fünf, vielleicht sechs Sprünge trennten ihn noch von ihr... da erhob sich hinter ihm ein Donnernrollen, ein greller Blitz durchzuckte den Gang, und dicht hinter dem Blitz kam eine Druckwelle, die Sergio zu Boden schleuderte.

Er blieb liegen, bis der Lärm verebbt war. Die Explosion der kleinen Sprengkapsel hatte die Luft im Gang erhitzt. Der Schweiß troff Sergio von der Stirn, während er die letzten Schritte bis zur Tür zurücklegte. Erleichtert trat er auf den Ausgang zu. Er erwartete, eine normale Tür zu finden - eine, die sich selbsttätig vor ihm öffnete. So selbstverständlich erachtete er es, daß diese Tür sich verhalten würde wie alle anderen Türen auch, daß er mit dem Gesicht gegen das Hindernis prallte.

Er fuhr zurück. Ungläubig startete er die Tür an, dann begann er, sie mit den Fäusten zu bearbeiten. Er hoffte, daß Sylvia ihn draußen hören würde und vielleicht von ihrer Seite aus den Ausgang öffnen könne. Aber sein wütendes Getörmel erzeugte weiter nichts als ein paar schwache Geräusche, und er begann zu zweifeln, ob Sylvia ihn draußen überhaupt hören könne.

Erschöpft hielt er inne. Die Fäuste schmerzten. Die Hitze nahm ihm den Atem. Der Schweiß rann ihm in die Augen. Er war zu optimistisch gewesen. Er hatte geglaubt, die Aphilen mit einer einzigen Mikrobombe so ins Bockshorn jagen zu können, daß ihm der Weg in die Freiheit weit offen stünde.

Aber sie hatten ihn trotzdem gefangen.

Die Flucht

Staub- und Rauchschwaden wallten durch den Gang. Hustend und keuchend bahnte Sergio sich einen Weg zurück zu der Stelle der Explosion. Noch nie in seiner Erfahrung hatte er mit solcher Inbrunst um das Leben eines Aphilikers gebangt wie in diesen Augenblicken. Es gab für ihn nur noch eine Hoffnung: daß der Unscheinbare ihm helfen werde, der hier irgendwo unter den Trümmern des eingestürzten Ganges liegen mußte.

Er kniete nieder und begann, Schutt beiseitezuräumen. Wenn es ihm nicht gelang, im Laufe der nächsten zwei oder drei Minuten aus dieser Falle zu entkommen, dann war seine Mühe vergebens. Die Explosion war in anderen Räumen des Gebäudes wahrgenommen worden, und in aller Kürze würden die Räumroboter auftauchen, um nach dem Grund der Detonation zu forschen.

Er rief, um den unter dem Schutt Begrabenen, wenn er überhaupt noch bei Bewußtsein war, auf sich aufmerksam zu machen. Und schließlich hatte er Erfolg. Unter dem Trümmerberg hervor erklang ein qualvolles Stöhnen. Sergio setzte die letzten Kraftreserven ein und arbeitete, daß er sich die Haut von den Händen schund.

Endlich war er am Ziel. Vor ihm lag der Unscheinbare, über und über mit Staub bedeckt. Im schwachen Schein der einzigen Lampe, die in diesem Sektor des Ganges die Explosion überlebt hatte, sah Sergio den Blick des Aphilikers ängstlich auf sich gerichtet.

Sergio kannte die Hauptschwächen der Aphiliker, und eine davon kam ihm in dieser Lage zugute. Nach dem Verlust aller Emotionen hatten in den Bewußtseinen der Aphiliker neben dem streng logischen Denkprozeß die reinen Instinkte die Überhand gewonnen. Unfähigkeit, Liebe oder Zorn, Zuneigung, Abneigung, Freude oder Trauer zu empfinden, waren die Aphiliker den Urtrieben in weitaus stärkerem Maße ausgeliefert als der Mensch früherer Generationen. Das armselige Häuflein, das da vor ihm lag, wurde von der Todesangst bis in den hintersten Winkel seines Daseins beherrscht. Diesen Umstand gedachte Sergio auszunützen.

"Bist du verletzt, Bruder?" fragte er ruhig.

"Ich ... ich weiß es nicht...", antwortete der Unscheinbare bebend.

"Wie heißt du, Bruder?"

"Ich ... ich heiße... mein Name ... ist Pakko ..."

"Also schön, Pakko: Steh auf!"

Der Unscheinbare gehorchte. Er hatte eine Beule auf der Stirn, aus der Blut hervorsickerte. Beim Aufstehen ächzte und stöhnte er zwar, aber ernsthaft verletzt schien er nicht zu sein. Sergio erblickte eine Waffe an seinem Gürtel, einen kleinen Blaster. Er nahm ihn an sich.

"Hör zu, Pakko!" sagte er zu dem Unscheinbaren, als der einigermaßen sicher auf den Beinen stand. "Du bist mein Gefangener. Du hast zu tun, was ich dir befehle. Am Ende dieses Ganges befindet sich eine Tür. Du wirst sie für mich öffnen. Wenn du mir nicht gehorchst, werde ich dich töten. Hast du verstanden?"

"Jjja ...", würgte Pakko hervor.

Sergio gab ihm einen kräftigen Stoß. Der Unscheinbare taumelte davon. Vor der Tür blieb er stehen und murmelte ein paar Worte. Die Tür war also mit einem akustischen Servo ausgestattet und reagierte nur auf einen bestimmten Audio-Kode.

Der Ausgang öffnete sich. Sergio stieß Pakko beiseite und stürmte hinaus.

"Sylvia ...!" schrie er.

Das Wort blieb ihm im Halse stecken. Mit wirrem Blick sah er sich um.

Sylvia war nicht mehr da!

*

Als Sergio herumwirbelte und den Unscheinbaren anblickte, leuchtete aus seinen dunklen Augen solch tödliche Entschlossenheit, daß Pakko sich unwillkürlich duckte. Sergio hatte den Blaster gezogen und hielt ihm die Mündung entgegen.

"Wo ist das Mädchen?!"

"Sie ... sie haben es weggeholt... zum Verhör", stieß Pakko hervor.

"Bist du ein wichtiger Mann in dieser Organisation, Pakko?" fragte Sergio.

"Ja", bekannte der Unscheinbare offen.

"Dann schaff das Mädchen herbei!" fauchte Sergio ihn an. "Oder es geht dir an den Kragen!"

Er hörte ein Geräusch hinter sich und fuhr herum. Die Tür, die auf den Korridor hinausführte, hatte sich geöffnet. Im Türrahmen erschien die unförmige Gestalt eines Räumroboters.

"Schick ihn zurück!" befahl Sergio.

Pakko trat auf das Maschinenwesen zu.

"Du wirst hier nicht gebraucht!" sagte er mit zitternder Stimme. "Die Lage ist unter Kontrolle."

Wortlos wandte sich der Robot ab und verschwand hinaus auf den Gang.

"Das Mädchen!" drängte Sergio.

Pakko winkte mit matter Hand.

"Komm mit!"

Die Tür öffnete sich von neuem. Die beiden Männer traten hinaus. Pakko wandte sich nach links. Sergio, den Blaster schußbereit in der Hand, sicherte nach beiden Seiten. Aber da war nur die Gestalt des Räumroboters zu

sehen, der sich mit stetzenden Schritten nach der anderen Seite hin entfernte. Pakko ging an vier Türen vorbei. Vor der fünften blieb er stehen.

"Das Mädchen ist dort drinnen", flüsterte er ängstlich. "Ein Beamter und ein Ka-zwo sind bei ihr."

"Mach auf!" befahl Sergio.

Pakko berührte die Türfüllung mit der Hand. Die Tür glitt beiseite. Der Raum dahinter war fensterlos und wurde von grellen fluoreszierenden Lampen beleuchtet. An den Wänden entlang stand glitzerndes medotechnisches Gerät. In der Mitte des Raumes lag Sylvia auf einer Bahre. Sie war halb entkleidet und hatte die Augen geschlossen. Sie schlief entweder, oder sie war bewusstlos.

Ein Mann und derselbe Ka-zwo-Aufseher, der Sylvia und Sergio hierher gebracht hatte, fuhren herum und sahen erstaunt auf, als die Tür sich öffnete. Pakko trat als erster ein, ihm auf den Fersen folgte Sergio. Er wußte, daß der Ka-zwo eine ernstzunehmende Gefahr darstellte. Denn er kannte keinen Selbsterhaltungstrieb.

"Befiehl ihm, auf die Seite zu treten!" sagte Sergio zu Pakko.

Pakko, der sich in der Gegenwart eines Gleichgesinnten und eines Roboters plötzlich sicherer zu fühlen schien, zögerte.

Da ramnte ihm Sergio den Lauf des Blasters zwischen die Rippen und zischte:

"Sprich ... oder du bist ein toter Mann!"

"Tritt beiseite, Robot!" sagte Pakko mit bebender Stimme.

Der Robot gehorchte. Dabei ließ er Sergio nicht aus den Augen. Ohne Zweifel übertrug er jede Phase dieser Begegnung an irgendeine Kommandostelle. Sergio stieß den unscheinbaren Pakko von sich. Der Lauf des Blasters richtete sich auf den Ka-zwo-Aufseher. Eine halbe Sekunde später begann die Waffe zu fauchen. Ein greller Energiestrahle leckte zu dem Roboter hinüber und hüllte ihn in ein Flammenmeer. Es gab eine krachende Explosion. Das Maschinenwesen zerbarst. Die Wucht der Explosion war nicht sonderlich groß. Pakko und der andere Aphiliker hatten sich zu Boden geworfen, aber ihre Furcht erwies sich als übertrieben.

Ohne die beiden Ängstlichen aus den Augen zu lassen, trat Sergio zu der Liege. Sylvia atmete ruhig. Wahrscheinlich hatte man sie eingeschlafert. Welcher Behandlung man sie hatte unterziehen wollen, konnte er nicht erkennen. Arme und Beine waren mit Kunststoffschnallen an der Liege befestigt. Sergio löste die Schnallen. Dann wandte er sich an Pakko.

"Das Mädchen und ich ... wir müssen hier 'raus!" herrschte er ihn an. "Ihr beide werdet uns durch den Energieschirm führen - und zwar sofort!"

In diesem Augenblick begannen draußen die Alarmsirenen zu heulen. Mit schriller Stimme verkündeten sie, daß die Staatspolizei der absonderlichen Ereignisse, die sich in ihrem Bangkokker Hauptquartier zutrug, gewahr geworden war.

*

Der zweite Aphiliker, ein stämmiger, gedrungener Bursche, trug die immer noch bewußtlose Sylvia auf der Schulter. Sergio, den Blaster ständig schußbereit, trieb die beiden Männer vor sich her. Durch einen Antigravschacht hatten sie einen tief unter der Erde gelegenen Korridor erreicht. Der Gang führte nach Pakkos Aussage unter der Energiebarriere hindurch bis zu einer Stelle, an der er in das unterirdische Verkehrsnetz mündete. Das Schreien der Sirenen war längst verhallt, aber Sergio zweifelte nicht daran, daß es nur wenige Augenblicke dauern würde, bis die Staatspolizei seine Spur gefunden hatte.

Der Korridor beschrieb eine enge Windung. Eine Tür tauchte auf. Pakko hielt keuchend an.

"Dort... ist der Ausgang!" stieß er hervor.

"Weiter!" fuhr Sergio ihn an. Pakko eilte voraus und öffnete die Tür. Sie mündete auf einen Bahnsteig der Röhrenbahn.

Die Plattform war leer. Rechts lag das Ende des Bahnsteigs nur wenige Schritte entfernt. Ein paar Meter weiter glänzte metallisch das Schleusentor, das den druckregulierten Streckenabschnitt der Röhrenbahn von dem unter atmosphärischem Druck stehenden Bahnsteigsektor trennte. Sergio hatte bislang nicht gewußt, wie sich seine Flucht weiter gestalten würde. Beim Anblick der Schleuse hatte er einen verwegenen Einfall.

"Hinab auf die Fahrbahn!" befahl er den beiden Aphilikern.

Sie gehorchten ihm ohne Zögern. In seinen Augen stand geschrieben, daß er keine Gnade kannte. Der Mann, der Sylvia trug, stolperte beim Sprung. Dabei entglitt die Bewußtlose seinem Griff. Sergio sprang zwar schnell hinzu, aber auch er konnte nicht verhindern, daß sie mit der Schulter ziemlich hart gegen den Bordsteinrand des Bahnsteigs schlug.

Die Wirkung der Erschütterung war beachtlich. Als Sergio sich über Sylvia beugte, um sie wieder aufzuheben, schlug sie die Augen auf und fand sich schnell in die Situation.

"Setz mich ab!" forderte sie Sergio auf. "Ich bin bei Kräften, und du brauchst freie Schußbahn, um mit diesen beiden Schurken fertig zu werden."

Sergio ließ sie zu Boden gleiten. Sie stand erstaunlich sicher auf den Füßen. Mit flammendem Blick musterte sie den stämmigen Aphiliker, der sie bis vor wenigen Augenblicken auf der Schulter getragen hatte.

"Das ist der hinterhältige Schuft!" sagte sie zu Sergio. "Kam warst du verschunden, kam er, um mich abzuholen. Er tat ganz freundlich und sagte, er wollte mir einen PIK verpassen. Statt dessen gab er mir eine Injektion, die mich von den Beinen riß..."

Der Stämmige duckte sich unter ihrem wütenden Blick. Sergio wies auf das Schleusenschott.

"Wir müssen dort hindurch!" befahl er. "Los, beeilt euch, damit uns der nächste Röhrenzug nicht einholt!"

Aus sicherer Entfernung richtete er den Blaster auf das Schott, zielte auf die elektronische Verriegelung und drückte ab. Fauchend leckte der Energiestrahle an dem glänzenden Metall und schmolz es. Die beiden Aphiliker wurden vorgeschickt, um die beiden Schotthälften auseinander zuschieben. Die Schleuse war beleuchtet. Etwa einhundert Meter weiter im Hintergrund befand sich ein weiteres Schott. Dahinter lag der druckregulierte Streckenabschnitt.

"Tretet beiseite!" rief Sergio.

Er selbst näherte sich dem zweiten Schott bis auf etwa fünfzehn Schritte, dann begann er zu feuern. Der Streckenabschnitt stand unter Unterdruck. Er war bereit, einen vom Bahnsteigsektor abfahrenden Rohrbahnzug aufzunehmen. Der normale atmosphärische Druck, der im Innern der Schleuse herrschte, würde den Zug gegen den im Streckenabschnitt herrschenden Unterdruck in den Abschnitt hineinbewegen. Sobald die ganze Länge des Zuges sich im Abschnitt befand, schloß sich das Schleusenschott, und die weitere Beschleunigung des Zuges wurde von den automatischen Druckreglern übernommen, die überall in die Wandung der Röhre eingebaut waren.

Kaum hatte der leuchtende Strahl des Blasters das Metall des inneren Schotts weichgeschmolzen, da fuhr plötzlich eine heulende Sturmbö über Sergio hinweg und riß ihn fast mit sich zu Boden.

Er sah, wie der glühende Teil des Schotts nach innen gedrückt wurde. Mit ungeheurer Wucht rauschte die Luft aus dem von normalem Druck erfüllten Bahnsteigsektor in den fast luftleeren Streckenabschnitt. Es knackte in Sergios Ohren, und ein leichtes Schwindelgefühl machte sich bemerkbar.

"Los, weiter!" schrie er gegen den tosenden Sturm.

Hinter ihm kamen die beiden Aphiliker, die der Orkan von den Beinen gerissen hatte, wieder auf die Füße. Sylvia war so schlau gewesen, sich eng an die Schleusenwand zu pressen. Ihr hatte der Sturm nichts anhaben können. Sergio wartete, bis Pakko und der Stämmige an ihm vorbei durch das zerfetzte Schott gestiegen waren. Dann folgte er ihnen, und Sylvia blieb dicht an seiner Seite. Von jetzt an brauchten sie nicht mehr zu fürchten, daß ein Rohrbahnzug sie überrollte.

Das automatische Überwachungssystem hatte den Schleusendefekt registriert und würde augenblicklich den gesamten Verkehr auf dieser Strecke lahm legen. Der Nachteil war, daß auch die Staatspolizei erfahren würde, was sich hier abgespielt hatte.

Schweigsam tappten sie den Stollen entlang, der nur in geraden Abständen durch Lichter erhellt war. Der Sturm hatte sich inzwischen gelegt: der Druckausgleich war abgeschlossen. Plötzlich blieb Sergio stehen. Im matten Schimmer einer der wenigen Lampen hatte er den flachen Stutzen eines Regulierventils in der Wandung der Röhre erkannt. Aber das war nicht alles: ein paar Schritte weiter, auf der anderen Seite, etwa in halber Mannshöhe, lag der Verschluss eines Überdruckventils, das immer dann selbständig in Tätigkeit trat, wenn der Druck innerhalb der Röhre über einen kritischen Wert hinauswuchs. Das Regulierventil führte in einen der

riesigen Drucktanks, die die Druckregulierung der Rohrbahn-Streckenabschnitte bewerkstelligten. Der Stollen des Überdruckventils dagegen mußte in nicht allzu großer Entfernung irgendwo an die Oberwelt münden.

Als Sergio anhielt, waren auch die beiden Aphiliker stehengeblieben. Pakko sah, wie sich der Lauf des Blasters auf den Verschuß des Regulierventils richtete.

"Nicht!" schrie er. "Du wirst uns alle umbringen!"

"Legt euch hin!" knurrte Sergio. "Je fester ihr euch an den Boden preßt, desto weniger wird die Luft euch anhaben."

Pakko wollte weiter jammern, aber Sergio gab ihm einen kräftigen Stoß, so daß er zu Boden ging. Sylvia und der Stämmige hatten seine Anweisung bereits befolgt. Er kniete sich, dem Regulierventil genau gegenüber, vor die linke Wand der Röhre, visierte das Ziel kurz an und schoß.

Die Wirkung war überwältigend. Mit donnerndem Knall barst das Ventil. Der riesige Druckkörper dahinter entließ einen heulenden Strom hochgespannter Luft in die Röhre. Sergio hatte sich sofort nach dem Knall zu Boden geworfen. Er machte sich so flach wie möglich, und trotzdem war es ihm, als müsse ihn der tosende Sturm mit sich fortreißen. So lag er kaum mehr als dreißig Sekunden, obwohl ihm die Zeit wie eine halbe Ewigkeit vorkam. Da hörte er an den Geräuschen der ausströmenden Luft, daß die Wucht des Sturmes allmählich nachließ. Vorsichtig hob er den Oberkörper ein wenig und spähte nach beiden Seiten. Der rasende Luftstrom trieb ihm die Tränen in die Augen, aber er sah zur linken Hand die beiden Aphiliker platt am Boden liegen und zur rechten Sylvia in derselben Lage verharren, die auch er einnahm. Sie hatte seinen Plan erkannt, ohne daß er zu ihr darüber gesprochen hatte.

An der gegenüberliegenden Wand hatte die plötzlich freigesetzte Luft aus dem Überdruck des Kessels ein mehr als mannshohes Stück Betonguß herausgerissen. Es war ein Loch entstanden, durch das ein normalgewachsener Mensch bequem ins Innere des Kessels eindringen konnte. Ein Blick zur Seite bewies Sergio, daß auch das Überdruckventil inzwischen in Tätigkeit getreten war. Durch das Ausströmen der Preßluft hatte sich der Druck im Innern der Röhre zeitweilig so erhöht, daß der Überdrucksensor angesprochen hatte. Die Öffnung des Überdruckventils war zwar wesentlich weniger bequem als das Loch in der Wand auf der gegenüberliegenden Seite. Aber dafür führte der Weg durch den Überdruckstollen wesentlich gerader in die Freiheit als der durch den Kessel.

Sergio machte eine Kopfbewegung, die Sylvia sofort verstand. Sie stemmten sich gegen den tosenden Sturm und krochen auf die Öffnung des Überdruckventils zu. Sergio half dem Mädchen zur Öffnung des Ventils hinauf. Sie bedurfte ihrer ganzen Beweglichkeit, um durch das enge Loch zu kriechen, aber schließlich war sie in der Wand verschwunden. Sergio folgte ihr, nachdem er sich mit einem letzten Blick davon überzeugt hatte, daß Pakko und der Stämmige immer noch weisungsgemäß auf dem Boden lagen und ihre Gesichter gegen den Beton preßten.

Er hatte Schwierigkeiten mit seinen breiten Schultern, aber schließlich schaffte er es mit Sylvias Hilfe, die enge Öffnung zu überwinden. Dahinter lag ein finsterner, enger Stollen, der zunächst horizontal verlief, um später in steilem Winkel in die Höhe zu steigen. Da, wo er nach oben abknickte, hielt Sergio an, um Luft zu schnappen. Er brauchte eine Weile, um dem geschundenen Körper Ruhe zu gönnen. Von der Röhre her rauschte die aus dem Drucktank entweichende Luft durch den Stollen. Der Sturm hatte bereits über die Hälfte seiner Wucht verloren. Bald würde der Druck im Innern der Röhre sich wieder normalisieren und damit die Schließung des Überdruckventils verursachen.

Sergio empfand Erleichterung. Wenn die Staatspolizei kam und Pakko Bericht erstattete, würde jedermann glauben, er sei mit Sylvia durch die mannsgroße Öffnung ins Innere des Drucktanks geflohen. Auf die Idee, daß sie den Entlüftungstollen des Überdruckventils als Fluchtweg benützt hatten, würde die Polizei erst später kommen.

Viel später, hoffte Sergio ...

Das Buch

Die Luft war mild und vom Duft tropischer Blüten erfüllt. In den Blättern der Bäume raschelte ein sanfter Wind, und von weither drangen die Geräusche der Großstadt. Es war finster.

Die Erleichterung, die auf die überstandene Gefahr folgt, ist um so vollständiger, je größer die Gefahr war. Sergio, unter dem Geäst eines Busches lang ausgestreckt, fühlte sich wohligh entspannt.

Er hatte die Arme unter dem Kopf verschränkt und blickte zu den Sternen hinauf.

Sylvia lag neben ihm. Er spürte die Wärme ihres Körpers, und zeitweilig verloren sich seine Gedanken in Bahnen, die in der gegenwärtigen Lage absolut unangemessen waren. Immerhin war die Gefahr noch nicht völlig beseitigt. Der Stollen des Überdruckventils hatte sie in dem Hinterhof eines uralten Industriegebäudes ans Tageslicht geführt. Völlig unbehelligt waren sie hervorgekrochen und hatten sich bei der nächsten Gelegenheit des öffentlichen Verkehrssystems bedient, um an den westlichen Stadtrand hinauszufahren. Dort gab es weitläufige Erholungsflächen - Wälder und Parks, die nahezu in ihrem ursprünglichen Zustand belassen worden waren. Dort hofften sie, unterkriechen zu können, bis ihnen der neue Tag Gelegenheit zu neuen Unternehmungen bot.

Aber die Staatspolizei war auf der Suche, darüber konnte es keinen Zweifel geben. Inzwischen hatte man Pakko vernommen, und Pakko war erstens intelligent genug und zweitens genügend lange mit Sergio Percellar zusammen gewesen, um zu wissen, daß Sergio der Norm des Neuen Menschen nur in höchst unvollkommener Weise entsprach. Mit anderen Worten: Sergio hatte die Umstellung vom emotionengebundenen "alten Menschen" zum rein logisch denkenden und agierenden "neuen Menschen" noch nicht vollzogen. Er war kein Aphiliker ... und das allein reichte aus, um ihn zum sofortigen Tod zu verdammen.

Sylvia regte sich. Sergio blickte zur Seite und sah ihre Augen zu den Sternen hinauf gerichtet. Sie begann zu summen, und ihre Lippen formten halblaute Worte. Er kannte die Melodie, und die Worte, die sie in eigenartigem Singsang von sich gab, erfüllten ihn mit einem Gefühl wohliger Wärme und gleichzeitig mit unstillbarer Sehnsucht nach vergangenen Zeiten.

"Nun aber hört", sprach Sylvia, "da waren einst Menschen, die einander liebten. Die Eltern liebten ihre Kinder und die Kinder ihre Eltern. Der Nachbar liebte seinen Nachbarn, und die Liebe war allgegenwärtig. Die Menschen lebten in Frieden miteinander, denn unter ihnen war Liebe."

Sie schwieg. Sergio aber drängten sich die Worte förmlich auf die Zunge, die Worte, die er mit Sylvia gelernt hatte - Worte, die aus "dem Buch" stammten, das nur noch in einer Kopie existierte: in ihrer beider Gedächtnis.

Er erhob sich in sitzende Stellung und sprach in dem gleichen Singsang, in dem auch Sylvias Worte erklangen waren:

"Die Liebe hört niemals auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntnis aufhören wird."

Er sank wieder in seine vorige Stellung zurück, und Sylvia fuhr fort:

"Ihr aber, die ihr meint, die Liebe zu kennen - zu euch muß ich sagen: ihr wißt nicht, was Liebe ist. Denn das, was ihr Liebe nennt, ist tierische Begier. Eure Liebe ist die Brunst, die schnell aufflammt und ebenso schnell wieder verlöscht. Eure Liebe ist nicht die unsere - in der Tat: eure Liebe ist es nicht wert, Liebe genannt zu werden."

Sie schwieg. Sergio hörte sie schwer atmen. Er selbst war bis ins tiefste Innere aufgewühlt. Niemand rezitierte "das Buch", ohne daß er von diesen Worten ergriffen wurde, von den Worten einer alten Weisheit, die den Menschen dieser Tage völlig abhanden gekommen war.

"Uns aber ist die Liebe ein heiliges Gut", fuhr Sylvia nach kurzer Pause fort, "ein wertvoller Besitz, der das Leben der Menschen miteinander überhaupt erst möglich macht. Die Liebe - das ist der Funke des Göttlichen, der in uns wohnt und uns Wärme und Licht in gleichem Maße spendet. Die Liebe - das ist der Unterschied zwischen Mensch und Tier. Die Liebe - das ist die Sehnsucht des Menschen nach der alten Heimat, nach den Tagen der Sonne, nach der Geborgenheit in der Hand der göttlichen Allmacht."

An dieser Stelle erhob sich Sergio. Was er und Sylvia abwechselnd gesprochen hatten, war die Einleitung "des Buches". Es blieb nur noch ein Satz, der die Einleitung vollendete, und die Reihe war an ihm, diesen Satz zu sprechen. Mit voll tönender Stimme rief er in die Nacht hinaus:

"Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe - diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen."

Da erklang neben ihm leise ein uraltes Wort. Sylvia sprach es.

Es gehörte nicht zum Text "des Buches". Sie setzte es aus eigenem Antrieb hinzu.
"Amen ...", hörte Sergio sie sagen.

Vor fünfzig Jahren, im siebzigsten Jahr ihres Umlaufs um die Sonne Medaillon, hatte es erste Anzeichen der nahenden Katastrophe gegeben. Sie waren mit Staunen, aber ohne Erkenntnis der drohenden Gefahr beobachtet worden. Eine bisher ungekannte Härte schlich sich in das Verhalten des Menschen seinem Mitmenschen gegenüber. Freundschaften zerbrachen, Kinder hörten auf, ihre Eltern zu lieben, Höflichkeit, Freundlichkeit wurden zu immer selteneren Tugenden. Ein neuer Menschentyp wuchs heran: der Aphiliker, das jeglicher Emotion bare, nur noch nach logischen Gesichtspunkten - und nach den Maßgaben der Urinstinkte - handelnde Wesen.

Diejenigen, die vom Verlust der Emotionalität lange genug verschont blieben und Zeit hatten, sich über die seltsame Veränderung Gedanken zu machen, nannten den Zustand, der den neuen Menschen charakterisierte, die Aphilie, den Mangel an Liebe, die Lieblosigkeit. Unter Liebe verstanden sie dabei nicht die körperliche Liebe, denn die blieb, als Ausfluß eines der Urinstinkte, auch dem Aphiliker erhalten. Liebe war vielmehr die Nächstenliebe - jenes undefinierbare Etwas in der Seele des Menschen, das ihn dazu veranlaßt, Dinge zu tun, die seinem Nächsten nützen, ohne ihm selbst irgendwelchen Nutzen zu bringen.

Auf der Erde machte sich das Chaos breit. Die Wissenschaftler ermittelten bald, daß es in der fünfdimensionalen Strahlung der Sonne Medaillon eine gefährliche Komponente gab, die die Fähigkeit des Menschen, Nächstenliebe zu empfinden, allmählich zerstörte. Die, die noch von der Aphilie verschont blieben, gaben sich Mühe, die Zusammenhänge bis ins letzte Detail zu erforschen und einen Weg zu finden, wie der verderbliche Einfluß gebannt werden könne.

Aber die wohlmeinenden Forscher wurden am allermeisten gerade von denen in ihrer Arbeit behindert, denen sie zu helfen versuchten. Denn die Aphiliker nannten die Wandlung, die sich an ihnen vollzogen hatte, "den Sieg der reinen Vernunft". Sie betrachteten sich als eine neue Art, und die Biologen unter ihnen gaben der neuen Art den Namen "homo sapientior", der "mehrwissende Mensch".

Das Häuflein derer, die der Aphilie widerstanden, schmolz im Laufe der Jahre immer mehr dahin. Ein gewisser Rest aber blieb - Menschen, denen auf Grund ihrer psychischen Konstitution die Aphilie nichts anhaben konnte. Sie wurden zu den Ausgestoßenen dieser Gesellschaft, manche im allerwörtlichsten Sinne, wie zum Beispiel die Aktivatorträger aus Perry Rhodans unmittelbarer Umgebung. Es stellte sich nämlich rasch heraus, daß der Besitz eines Zellaktivators die Wirkung der Aphilie zunichte machte.

Es gab nur eine einzige Ausnahme. Alle anderen Aktivatorträger jedoch, auch Perry Rhodan selbst, blieben immun gegen die Lieblosigkeit. Es kam, wie es kommen mußte: die Aphiliker übernahmen die Macht. Perry Rhodan und seine Mitarbeiter wurden verbannt. Das war vor vierzig Jahren geschehen, und seitdem wußte niemand, was aus Perry Rhodan, den die Menschheit einst den Erben des Universums genannt hatte, geworden war.

Außer den Aktivatorträgern jedoch gab es natürliche Immune.

Sie wurden von den Aphilikern verfolgt und hatten Mühe, wenigstens das nackte Leben zu retten. Es gab Gerüchte, wonach die Immunen im Innern der noch weitgehend dünnbesiedelten Insel Borneo eine Kolonie gegründet hatten, in der andere Immune Zuflucht finden konnten. Aus den Reihen der Immunen kam "das Buch", hinter dem die Regierung der Aphiliker her war wie der Teufel hinter der armen Seele. "Das Buch" war eine Sammlung von Texten aus Zeiten, in denen die Liebe noch unter den Menschen lebte.

Mit "dem Buch" hatte es eine eigenartige Bewandnis. Die Worte der Texte waren so aneinandergereiht, daß beim Lesen, mehr noch beim lauten Vortrag von ihnen eine suggestive, nahezu hypnotische Wirkung ausging. Aphiliker, die den Worten "des Buches" lauschten, empfanden plötzlich wieder Liebe für den Mitmenschen. Freilich war die Wirkung nicht von langer Dauer. Meist erlosch sie gleich nach dem Ende des Vortrags, aber die Erfahrung war doch so berauschend, daß "das Buch" quasi über Nacht zu dem begehrtesten Dokument wurde, das die Menschheit jemals hervorgebracht hatte.

Kein Wunder, daß die aphile Regierung "das Buch" sofort verbot. Sein Besitz wurde mit dem Tode bestraft, ebenso seine Herstellung und Verbreitung. Aber selbst die Androhung des Todes schreckte die Menschen nicht, "das Buch" zu erwerben. Es entstand ein umfangreicher schwarzer Markt, auf dem "das Buch" zum Teil zu Phantasiepreisen gehandelt wurde. Bis schließlich die Regierung zu einem Trick griff: Sie erzeugte selbst ein Buch mit einem Text, der dem "des Buches" annähernd gleich war, ohne jedoch jene suggestive Strahlung zu besitzen, die "das Buch" so begehrt machte.

Die Wirkung blieb nicht aus. Menschen, die die Regierungsversion "des Buches" unter Lebensgefahr und zu einem astronomischen Preis gekauft hatten, fühlten sich geprellt, als sie beim Lesen des Textes keinerlei Wirkung empfanden. Die Käufer wurden mißtrauisch. Der Markt schrumpfte, und schließlich kam der Handel völlig zum Erliegen. Die Regierung hatte ihr Ziel erreicht. Es war ihr zwar nicht gelungen, die echten Kopien "des Buches" zu erfassen, aber zumindest der weiteren Verbreitung "des Buches" war Einhalt geboten.

Zu den wenigen, die "das Buch" besaßen, gehörten Sylvia Demmister und Sergio Percellar. Sie waren natürliche Immune und hatten sich bis zu dem Tag, an dem sie im Lehrsaal einer europäischen Universität einander zum ersten Mal begegneten, mehr schlecht als recht durchs Leben geschlagen, Teilnahmslosigkeit heuchelnd, den göttlichen Funken der Liebe unter ausdruckslosen Mienen verbergend. Sie hatten sofort Zuneigung zueinander gefaßt. Auf gänzlich altmodische und unlogische Art und Weise hatten sie sich ineinander verliebt. Sylvia besaß eine Kopie "des Buches". In nächtelangem Bemühen hatten sie beide den Text auswendig gelernt, da sie fürchten mußten, daß eines Tages ein Agent der Regierung hinter ihr Geheimnis kommen und "das Buch" konfiszieren würde. Sie prägten sich die Texte des Buches in der ursprünglichen Wortfolge so nachhaltig ein, daß sie zum festen Bestandteil ihres Bewußtseins wurden.

Als die Regierung verlauten ließ, daß im Laufe des kommenden Jahres der Personal-Identifizierungs-Kodegeber eingeführt werden solle, da wußten Sergio und Sylvia, daß ihre Stunde endgültig geschlagen hatte. Der PIK war ein winziges, elektronisches Gerät, das nach dem Willen der Regierenden jeder Mensch künftig in seinem Körper tragen sollte. Der PIK strahlte in regelmäßigen Abständen ein Signal aus, das charakteristisch für den Träger des Geräts war. Dieses Signal wurde von den Sensoren der rund um die Erdoberfläche verteilten Computer des Personal-Überwachungs-Systems, PIMOS, aufgefangen. Auf diese Weise wußte PIMOS zu jeder Sekunde, wo irgendein beliebiger PIK-Träger sich aufhielt. PIMOS war der Ansatz und die Grundbedingung für ein System, das der Regierung die totale Überwachung jedes einzelnen Menschen ermöglichen sollte.

Der Gedanke der vollkommenen Überwachung war Sylvia und Sergio unerträglich. Sie hatten längst von dem Gerücht gehört, nach dem es im Innern der Insel Borneo eine Kolonie der Immunen geben sollte. Sie machten sich auf den Weg nach Südostasien. Vor zwei Tagen waren sie in Bangkok angekommen. Einen Tag hatten sie damit verbracht, unter der Hand nach einer See- oder Luftverbindung nach Borneo zu forschen. Wer nach Borneo wollte, war der Staatspolizei automatisch verdächtig. Daher mußten sie ihre Forschungen mit höchster Vorsicht betreiben. Dann kam der Zwischenfall, bei dem es der Staatspolizei um ein Haar gelungen wäre, Sergio in eine Hypnofalle zu bugsieren.

Er hatte die Gefahr abwehren können, aber Borneo waren sie damit nicht um einen Schritt nähergekommen. Jetzt lagen sie am Rande von Bangkok in einem Park, lauschten auf das Rauschen der Blätter und starrten hinauf zu den Lichtern der Sterne des Mahlstroms.

Der Freund

Medaillon sandte ihre ersten, tastenden Strahlen durch das Blattwerk des Gebüschs. Sergio wachte auf. Ein paar Augenblicke lang lag er völlig ruhig und lauschte den Geräuschen des erwachenden Tages.

Neben ihm lag Sylvia. Sie schlief noch. Er betrachtete sie, und ein Gefühl der Zärtlichkeit stieg in ihm empor. Sylvia war nicht schön im klassischen Sinne des Wortes, aber sie war eine überaus anziehende, erregende Frau. Selbst die Farblosigkeit und Monotonie der modernen, aphilen Kleidung vermochten die vollendeten Formen ihres Körpers nicht zu verbergen. Sylvia hatte dunkle Augenbrauen und langes, rötliches Haar. Da die Aphilie jedoch keine langen, wehenden Haare kannte, hatte sie sie unter einem Band gerafft, so daß ihre Frisur dem Standard-Bubikopf der aphilen Weiblichkeit entsprach. Ihre Brauen hatten ihr schon manche Schwierigkeit verursacht. Der Kontrast zwischen Haar und Brauen nämlich ließ die Brauen gefärbt erscheinen, und da die Aphilie in ihrer nur - logischen Denkweise alle Art von Kosmetik für wertlosen Schnickschnack hielt, war Sylvia des öfteren darauf angesprochen worden, sie solle das Färben der Augenbrauen unterlassen.

Sylvia begann sich zu rühren. Sie schlug die Augen auf, blickte ihn an und lächelte. Sie richtete sich zu sitzender Stellung empor und sah sich um. Medaillon erschien über dem Horizont und tauchte die Welt in ein rotgoldenes Licht.

Sylvia reckte sich und stand auf.

"Was steht für heute auf dem Programm?" erkundigte sie sich.

"Ich habe darüber nachgedacht", antwortete Sergio, "und bin zu dem Schluß gekommen, daß wir keine große Auswahl haben."

"Also ... Trailokanat?"

Er nickte.

"Es bleibt uns einfach keine andere Wahl", sagte er.

"Traust du dem Mann?"

"Wie kann ich ihm trauen oder mißtrauen? Ich habe ihn noch nie gesehen. In Teheran hat uns jemand seinen Namen genannt und ihn als einen Mann beschrieben, der sich dazu hergibt, geheime Reisen nach Borneo zu vermitteln. Das ist alles, was ich weiß."

Er war ebenfalls aufgestanden. Mit seinen knapp ein-meter-neunzig überragte er sie um einen ganzen Kopf. Dabei war er ausgesprochen hager, von den breiten Schultern abgesehen, mit einem schmalen Schädel, hoher Stirn, ausgeprägter Nase und einem starken Adamsapfel, der sich immer dann, wenn er erregt war, auf und ab hüpfte.

"Am besten machen wir uns gleich auf den Weg", schlug Sylvia vor. "Wie viel Geld haben wir noch?"

"Einundzwanzig Solar ... abgesehen von der eisernen Reserve."

"Das langt gerade für ein halbwegs anständiges Frühstück", entschied das Mädchen. "Ich habe einen Bärenhunger!"

*

Aus dem Frühstück wurde selbstverständlich nichts. In Restaurants durften sich Sergio und Sylvia nicht mehr sehen lassen, denn in jeder Gaststätte hingen wenigstens zwei Aufnahmegeräte, die den Publikumsverkehr beobachteten, und es war sicher, daß die Staatspolizei inzwischen Weisung erlassen hatte, auf die Physiognomien von Sergio Percellar und Sylvia Demmister mit besonderer Sorgfalt zu achten.

Selbst die Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel erschien Sergio zu riskant. Sie legten also ihren Weg zu Fuß zurück und mußten dabei erhebliche Umwege machen, da es ihnen darauf ankam, sich möglichst durch von Fußgängern bevorzugte Zonen zu bewegen. Nur die Menschenmenge bot ihnen Schutz. Sie waren ständig auf der Ausschau nach Ka-zwos. Es war denkbar, daß jeder Wachroboter in seinem Speicher ihr Bild trug. Wenn das der Fall war, dann bedeutete die erste Konfrontation mit einem Ka-zwo das Ende ihres Unternehmens.

Knapp dreißig Kilometer und sieben Stunden nach dem Aufbruch erreichten sie die Gegend, in der Trailokanat sein Geschäft unterhielt. Sie befanden sich an der nördlichen Peripherie der Altstadt von Bangkok. Die Straßen waren breit und für den Fahrzeugverkehr zugelassen. Aber die Häuser zu beiden Seiten stammten noch aus einer Zeit, da das Licht von Sol über der Erde leuchtete und die Menschen noch den göttlichen Funken der Liebe in ihren Herzen trugen.

Trailokanats Unternehmen residierte in den obersten drei Stockwerken eines achtzehngeschossigen Gebäudes. Trailokanat war ein Informationsmakler, der Nachrichten von privaten Zuträgern auf Kommissionsbasis entgegennahm und sie an die öffentlichen Nachrichtendienste weitergab. Für die Vermittlung der Nachrichten erhielt er eine Provision. Das Geschäft des Informationsmaklers war in Zeiten, da die Menschheit noch in Freiheit lebte, ein recht einträgliches gewesen. Jetzt jedoch, da die Regierung das Recht für sich in Anspruch nahm zu entscheiden, welche Nachrichten der Öffentlichkeit vorgesetzt werden durften und welche nicht, waren die Informationsmakler Kontrollen ausgesetzt, die ihre Arbeit behinderten und ihre Gewinne schmälerten.

Innerhalb des großen Gebäudes herrschte nur geringer Publikumsverkehr. Sylvia und Sergio gelangten ungehindert bis ins siebzehnte Stockwerk, in dem sich der Empfang befand. Ein stationär eingebauter Roboter nahm ihren Wunsch, Trailokanat zu sprechen, zur Kenntnis und bat sie, sich zu gedulden. Nach einigen Minuten öffnete sich eine in der rückwärtigen Wand gelegene Tür, und ein kleines, fettes Männchen trat heraus. Aus winzigen, glitzernden Augen, die hinter dicken Speckpolstern fast verschwanden, musterte es die beiden Besucher, und schließlich fragte es mit heller, quäkender Stimme:

"Was verschafft mir die Ehre, Bruder und Schwester?"

"Wir wollen mit dem Bruder Trailokanat sprechen, Bruder", antwortete Sergio.

"Der bin ich, Bruder", keifte das Männchen. "Also ... was soll's?"

Sergio biß sich auf die Unterlippe. Der kleine Fette wirkte alles andere als vertrauenswürdig. Es fiel Sergio schwer, an die nächstenliebende Selbstlosigkeit dieses Mannes zu glauben.

"Borneo", sagte Sergio nur.

Er war fest entschlossen, beim geringsten Zögern auf Trailokanats Seite das Büro zu verlassen und das Weite zu suchen. Es mußte einen besseren Weg geben, nach Borneo zu kommen, als durch die Vermittlung des Dicken.

Trailokanat aber richtete sich plötzlich schnurgerade auf, so daß er eine halbe Handbreite zu wachsen schien. Der selbstgefällige Ausdruck seines schwammigen Gesichts war verschwunden.

"Hier ist nicht der Platz, um über Borneo zu sprechen, mein Bruder", stieß er hastig hervor. "Ihr beide kommt am besten mit mir!"

Er führte sie durch die Tür, durch die er gekommen war, in einen kurzen Gang, in den von rechts und links weitere Türen mündeten. Das Ende des Ganges schien dagegen aus einem Stück solider Mauer zu bestehen. Erst als Trailokanat vor das Gangende hintrat und ein paar unverständliche Worte murmelte, stellte sich heraus, daß die Wand in Wirklichkeit eine verkappte Tür war. Der Gang setzte sich dahinter fort und mündete nach etwa acht Metern in einem quadratischen, behaglich ausgestatteten, fensterlosen Raum, der von altmodischen siamesischen Lampen mit einem angenehmen Licht erfüllt wurde.

Trailokanat ließ seine Besucher auf einer bequemen, weich gepolsterten Bank Platz nehmen. Er offerierte Drinks, die Sylvia und Sergio jedoch vorerst ablehnten, weil sie noch immer nicht wußten, was sie von dem Thailänder zu halten hatten, und weil es so kinderleicht war, dem Getränk irgendeine Droge beizumengen. Trailokanat lächelte nur, als er die Ablehnung zur Kenntnis nahm. Das durfte nicht verwundern. Unter Aphilikern galt ein Lächeln zwar als ein Ausdruck des "Mangels an rationaler Selbständigkeit", aber man hatte auch regionale Gewohnheiten zu berücksichtigen. Unter Asiaten war das Lächeln daher noch immer ein zulässiger Gesichtsausdruck.

"Ihr wollt also nach Borneo, Bruder und Schwester?" eröffnete Trailokanat mit seiner unnatürlich hohen Stimme die Unterhaltung. "Wie kommt ihr auf den Gedanken, daß ich euch dabei helfen könnte?"

"Man hat uns in Teheran deinen Namen genannt, Bruder", antwortete Sergio.

"Aha!" machte der Thailänder und nickte gewichtig. "Dort gibt es eine starke Kolonie der Immunen." Plötzlich sah er auf und musterte Sergio scharf. "Ihr seid auch Immune?"

"Nein", antwortete Sergio, ohne mit der Wimper zu zucken.

Trailokanat neigte den Kopf.

"Ich begreife, daß du dich nicht preisgeben darfst, Bruder. Aber wie kannst du mir beweisen, daß du nicht ein Agent der Staatspolizei bist?"

"Die Staatspolizei sucht nach uns", gestand Sergio. "Wenn du Beziehungen hast, wirst du in Erfahrung bringen können, daß wir gestern aus dem Hauptquartier ausgebrochen sind."

Abermals nickte Trailokanat.

"Ich glaube dir, Bruder. Ich will euch beiden daher helfen, nach Borneo zu kommen. Unter einer Bedingung!"

"Welche ist das?"

"Ihr rezitiert 'das Buch' und erlaubt mir, den Text aufzuzeichnen."

Sergio sprang auf.

"Woher weißt du ...?!"

Trailokanat machte eine beschwichtigende Geste.

"Errege dich nicht, Bruder!" riet er milde. "Denn durch Erregung beweist du, daß du ein Immuner bist. Im übrigen laß dich informieren, daß ich gute Beziehungen nach Teheran besitze. Ihr beide seid mir avisiert worden, und ich weiß, daß ihr 'das Buch' in euch tragt."

Sergio wandte sich mit einem fragenden Blick an Sylvia.
"Ihr braucht euch nicht sofort zu entscheiden", bot Trailokanat an. "Ihr seid meine Gäste. Dieser Raum steht euch zur Verfügung. Ich gehe. In einer Stunde kehre ich zurück. Dann laßt ihr mich wissen, wie ihr euch entschlossen habt."
"Und wenn wir auf dein Angebot nicht eingehen?" fragte Sylvia hastig.
Trailokanat zuckte mit den Schultern.
"Dann könnt ihr gehen, wohin ihr wollt."

*

Nach fünfundvierzig Minuten angestrengten Überlegens und Debattierens waren Sylvia und Sergio sich noch immer nicht darüber einig, ob man Trailokanat trauen dürfe oder nicht. Sergio war der Ansicht, er sei ein habgieriger Geschäftemacher, der sie der Staatspolizei überantworten werde, sobald er den Text "des Buches" aus ihnen herausgeholt hatte. Sylvia dagegen meinte, er sei ein verkappter Immuner. "Das Buch" war, wenn seine Echtheit sich garantieren ließ, trotz der Maßnahmen der Regierung noch immer Tausende von Solar wert. Aber selbst abgesehen von dem Wert, den die Aufzeichnung darstellte, mußte Trailokanat nach Sylvias Ansicht als Immuner generell an der Verbreitung "des Buches" interessiert sein.

Schließlich kamen sie überein, auf Trailokanats Angebot einzugehen. Sie würden den Text "des Buches" rezitieren, hier, in diesem Raum. Sergio würde dabei den Blaster, den er erbeutet hatte, schußbereit halten. Bei dem geringsten Anzeichen dafür, daß nicht alles mit rechten Dingen zugehe, würde er den Thailänder erschießen.

Auf die Sekunde genau nach Ablauf der Stunde war draußen im Gang ein Geräusch zu hören. Schlurfende Schritte näherten sich, und Trailokanat betrat den Raum.

"Nun, wie habt ihr euch entschieden, Bruder und Schwester?" fragte er lächelnd.

Sergio übermittelte ihm den gemeinsamen Entschluß.

"Ich verstehe euer Mißtrauen", antwortete der Thailänder, "versichere euch jedoch, daß es unangebracht ist. Trotzdem will ich auf eure Bedingungen eingehen."

Er ließ sich in einen Sessel fallen, der der Bank, auf der Sergio und Sylvia saßen, gegenüberstand.

"Wollt ihr gleich beginnen?" fragte er.

"Gibt es hier ein Aufnahmegerät?" erkundigte sich Sergio.

"Sicherlich", lächelte Trailokanat. "Es läuft, seitdem ich hier eingetreten bin. Ihr könnt jederzeit anfangen."

Sergio nahm den Blaster zur Hand. Dann warf er Sylvia einen auffordernden Blick zu. Das Mädchen lehnte sich tief zurück in die weichen Polster und schloß die Augen. Ein paar Sekunden vergingen. Dann begann sie zu summen. Es war dieselbe Melodie, die sie gestern nacht unter den Bäumen des Parks gesungen hatte. Und dann fing sie an zu sprechen:

"Nun aber hört: da waren einst Menschen, die einander liebten ..."

Das Edikt

20. Juli 3540, alter Kalender, allgemeine Zeit.

Im Arbeitsraum des Großadministrators, Kernzone Imperium-Alpha, leuchtete ein Datenbildschirm auf. Rhodan las:

AN EXEC-1 ZUR KENNTNISNAHME

Danach erschien der eigentliche Text:

"Aufgrund der lawinenartig überhand nehmenden Gesetzesübertretungen trivialer Art hat das Amt für innere Sicherheit von seinen Vollmachten Gebrauch gemacht und über alle Gegenden mit einer Bevölkerungsdichte von mehr als fünfhundert Seelen pro Quadratkilometer das beschränkte Ausnahmerecht verhängt. Künftighin sind Beamte der Ordnungstruppe berechtigt, verdächtige Bürger ohne Haftbefehl gefangenzunehmen und sie dem Untersuchungsrichter zu überstellen, der innerhalb von vierundzwanzig Stunden darüber entscheiden muß, ob die Festnahme mit oder ohne Begründung geschah.

Auf Aufforderung des Amtes für innere Sicherheit tritt in wenigen Stunden der Justizausschuß des Senats zusammen, um eine Vorlage zu beraten, wonach die gesetzlichen Mindeststrafen für Trivialvergehen drastisch erhöht werden sollen.

Das Amt für innere Sicherheit weist darauf hin, daß die Lage unter der Bevölkerung überaus ernst ist. Einem weiteren Ansteigen der Zahl der Trivialvergehen muß jetzt so rückhaltlos wie möglich Einhalt geboten werden, oder es ist für immer zu spät.

Gezeichnet Exec-4,
Galbraith Deighton."

Eine volle Minute lang starrte Rhodan auf den Bildschirm, bevor die Schrift von selbst erlosch. Die Gedanken, die ihn bewegten, waren alles andere als freundlicher Natur. Es war, als hätte eine heimtückische Seuche begonnen, unter den Menschen zu wüten. Auf einmal waren sie von der Sucht besessen, ihren Mitmenschen Schaden zuzufügen. Eine nie zuvor gekannte Gehässigkeit hatte sich der Menschen bemächtigt. Die Ordnungsdienste hatten alle Hände voll damit zu tun, Beschwerden nachzugehen, wo einer seinen Nachbarn aus unerfindlichen Gründen verprügelt, die Einrichtung eines Ladengeschäftes in sinnloser Wut zertrümmert oder Ware ohne Bezahlung bezogen hatte. Es war wie ein Ungeist, der in die Menschen gefahren war.

Angefangen hatte es vergleichsweise milde. Am Anfang hatten die Statistiker geglaubt, es mit einer kurzlebigen Erscheinung zu tun zu haben. Aber die Zahl der Trivialvergehen, wie Galbraith Deighton sie nannte, war ständig weitergewachsen.

Die Wissenschaftler waren ratlos. Zu Hunderten waren die Gesetzesbrecher von medizinischen und psychologischen Spezialisten untersucht worden. Es fehlte ihnen nichts. Sie waren durch und durch normale Menschen - nur daß ihnen eben ein gewisser Maßstab plötzlich abhanden gekommen war, nämlich die Fähigkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden.

Perry Rhodan drückte den Rundrufschalter des Interkoms.

"Exec-eins an alle Execs!" begann er zögernd. "Angesichts der bedrohlichen Lage berufe ich eine Sondersitzung des Exekutivrats ein. Wir treffen uns um achtzehn Uhr allgemeiner Zeit am üblichen Ort. Ich erwarte vollzähliges Erscheinen."

*

Wenigstens einhundert Menschen sahen ihn stürzen, den Alten, der aus Schreck über zwei junge Burschen, die in weiten Sätzen auf dem Rollband an ihm vorbeijagten, das Gleichgewicht verloren hatte. Die Lage war nicht etwa gefährlich - o nein, er lag eben da, und das Rollband trug ihn weiter mit sich fort. Dort, wo es zu Ende war, würde es ihn mehr oder weniger sanft auf festem Boden absetzen.

Soviel Geduld war der Alte jedoch nicht gewillt aufzubringen. Sei es, daß er überhaupt nicht bis ans Ende des Bandes wollte, sei es, daß ihm seine jetzige Lage unwürdig erschien. Auf jeden Fall versuchte er, sich aufzuraffen und wieder auf die Beine zu setzen.

Er mochte etwa einhundertundfünfzig Jahre alt sein. Er wirkte gebrechlich, und ohne zusätzlichen Halt würde er es nicht schaffen, sich aufzurichten. Jedermann konnte es sehen, und auch er wußte es. Er sah die Menschen flehend an, die rings um ihn standen. Aber sie sahen über ihn hinweg. Sie taten, als gäbe es ihn gar nicht. Da fing er an zu jammern.

"Reich mir doch einer die Hand ... bitte! Ihr seht doch, daß ich nicht aufkomme!"

Da begannen sie zu reagieren, ein jeder auf seine Weise. Der eine stieg über ihn hinweg, um ihn auf diese Weise in den Rücken zu bekommen und seine bejammernswerte Gestalt nicht mehr zu sehen. Der andere fuhr ihn an:

"In deinem Alter hättest du eben zu Hause bleiben sollen, Opa! Du fällst dem öffentlichen Verkehr nur zur Last."

Und ein dritter vollends stieß ihm den Fuß in die Seite, so daß er bis zum Rand des Bandes geschoben wurde und dadurch den andern nicht mehr im Weg lag.

Ungläubiges Staunen malte sich in den Augen des Alten. Er konnte nicht begreifen, was mit ihm geschah. Als er aber erkannte, daß er die ganze Szene nicht nur träumte, da wurde er zornig.

"Ihr Nichtsnutze!" keifte er. "Ich gebe euch noch achtzig, neunzig, vielleicht hundert Jahre, dann seid ihr genauso wie ich! Und ich hoffe zu Gott, daß es euch ebenso dreckig ergehen wird wie mir jetzt..."

"Du versündigst dich, Alter!" rief ein junger Mann mit gehässigem Spott. "Du rufst Gott an und denkst an Vergeltung! Das ist nicht religiös."

"Ah, bah ... religiös!" zeterte der Alte. "Dich jungen Schnösel kann ich noch allemal belehren ..."

Da stieg ihm der Junge mit dem rechten Fuß auf den Leib, daß der Alte vor Angst und Entsetzen aufschrie. Im selben Augenblick kam Bewegung in die Menge auf dem Rollband. Aus dem Hintergrund bahnte sich ein Mann in den mittleren Jahren mit viel Kraft und wenig Rücksichtnahme einen Weg durch den Wall derer, die den Alten umstanden.

Der junge Mann, der soeben den Alten getreten hatte, fühlte sich plötzlich am Kragen gepackt und in die Höhe gehoben. Eine kraftvolle Hand wirbelte ihn herum. Unter dem Eindruck der funkelnden Augen verließ ihn aller Mut. Er begann zu stottern und zu stammeln, sein Gesicht verfärbte sich kreideweiß vor Angst. Aber der Fremde mit dem zornigen Blick ließ ihn nicht zu Wort kommen.

"Von allen Menschen, die ich in dieser gottlosen Stadt zu Gesicht bekommen habe, bist du der gemeinste und häßlichste. Es müßte ein besonders barmherziges Schicksal sein, das sich dazu herabließe, dir auch nur eine einzige Gunst zu erweisen. Damit du aber merkst, daß es noch immer Menschen gibt, die dich und deinesgleichen nicht ausstehen können, erteile ich dir hiermit kostenlos eine Lehre!"

Ohne weitere Warnung holte er aus und schlug dem Jungen zweimal die flache Hand über die Wange. Der Gezüchtigte schrie entsetzt auf, verlor das Gleichgewicht und stürzte auf das angrenzende, schnellere Rollband, das ihn rasch mit sich davontrug.

Dann wandte sich der Zornige an die Umstehenden.

"Und ihr", schrie er sie an, "schert euch aus meinen Augen, oder, bei Gott, ich verdresche euch alle miteinander!"

Und obwohl sie weit in der Überzahl waren, wichen sie vor ihm zurück. Eine Lücke entstand im steten Strom des Rollbandverkehrs, und in dieser Lücke befanden sich nur der Alte, der noch immer hilflos am Boden lag, und der Mann mit den zornigen Augen.

Er bückte sich und half dem Gestürzten vorsichtig auf.

"Dank dir, mein Freund", sagte der Alte mit zittriger Stimme. "Ich weiß nicht, was in die Leute gefahren ist, aber..."

"Der Teufel!" unterbrach ihn der Zornige. "Der leibhaftige Satan!"

Der Alte musterte ihn unsicher.

"Das glaubst du wirklich, Freund?" fragte er unsicher.

"Das glaube ich wirklich", antwortete der Zornige im Brustton der Überzeugung.

"Wer bist du?" wollte der Alte wissen.

"Mein richtiger Name tut nichts zur Sache. Aber die Leute haben mir einen Spitznamen gegeben, seitdem ich im Land umherziehe und ihnen den Spiegel vors Gesicht halte. Sie nennen mich Father Ironside."

*

"Stille!" dröhnte es durch den halbdunklen Raum. "Der Bruder-eins spricht!"

Die, die hier versammelt waren, trugen Masken. Sie kannten einander nicht, wußten jedoch, daß ein gemeinsamer Zweck sie vereinte. Sie wußten nicht einmal, wo sie sich befanden. Sie waren aus den verschiedensten Gegenden des Erdballs per Transmitter hierhergekommen, und niemand hatte eine Ahnung, ob die nächste Großstadt London, Chicago, Melbourne, Peking oder New Delhi war. Sie alle hatten das Gefühl, sich tief unter der Erdoberfläche zu befinden, aber wie tief und ob die Vermutung überhaupt richtig war, das wußte keiner zu sagen.

Aus dem Dunkel am Ende des weiten Raumes erhob sich eine dumpfe, dröhnende Stimme. Der Sprecher war nicht zu sehen. Die Maskierten horchten auf. Das war Bruder-eins, der da sprach. Manchem unter ihnen lief noch ein leiser Schauer der Ehrfurcht über den Rücken. Bruder-eins, das war der Mann, in dessen Händen das Geschick der Revolution lag. Aber die, die Ehrfurcht empfanden, waren bei weitem in der Minderheit. Die Mehrzahl der Anwesenden war hierher gekommen, weil sie dazu aufgefordert worden war und weil man ihnen bedeutet hatte, daß diese Begegnung wichtig für die weitere Vorbereitung der Revolution sei. Sie erkannten den Bruder-eins als ihren Anführer an, obwohl sie nicht wußten, wer er war.

"Die Statistik beweist", begann der Bruder-eins ohne jegliche Einleitung oder Begrüßung, "daß die Entwicklung einen weiteren Meilenstein erreicht und bereits hinter sich gelassen hat. Die Zahl derer, die gleich uns empfinden, beträgt annähernd dreißig Prozent der gesamten Menschheit. Aufrechnungen lassen vermuten, daß innerhalb weiterer vierzehn Monate mehr als die Hälfte der Menschheit zu unseren Gesinnungsgenossen zählen wird. Es ist also jetzt an der Zeit, unserer Organisation eine straffere Form zu geben und vor allen Dingen Funktionen und Aufgaben zu verteilen."

Die maskierte Menge lauschte schweigend.

"Dem Prinzip der Rationalität gehorchend, habe ich die Verteilung der Aufgaben und Funktionen bereits festgelegt", fuhr der Bruder-eins fort. "Dadurch wird euch die Mühe erspart, euch über solche Dinge den Kopf zu zerbrechen. Ihr hättet ohnehin nicht den nötigen Überblick."

Auch damit waren sie einverstanden. Es gab wenige, die sich gewünscht hätten, daß der Bruder-eins weniger autoritär vorgehe. Aber im selben Augenblick, in dem ihnen dieser Gedanke durch den Kopf schoß, fragten sie sich, ob sie nicht vielleicht doch haltlose Schwärmer seien, die veralteten Ideen nachgingen, wo das Schicksal doch gerade ein neues Zeitalter einläutete, in dem solche Dinge keinen Platz mehr hatten.

"Besonders wichtig ist im Gefüge unserer Planungen die Hauptstadt, Terrania-City", nahm der Bruder-eins den Faden wieder auf. "Der Großteil unserer Streitkräfte muß dort strategisch platziert werden. Bei all unserer Vorsicht können wir nicht damit rechnen, daß das gegenwärtige Regime von der bevorstehenden Revolution keinen Wind bekommt. Sobald das Regime aufmerksam wird, wird es gegen uns vorgehen wollen. Es liegt an uns, dieses Vorgehen durch gezielte Aktionen zu stören, zu hindern, zu verwirren. Zu diesem Zweck brauchen wir die Streitkräfte in Terrania-City. Ich werde selbst den Befehl über sie ausüben. Bruder-zwei wird mein Stellvertreter sein. Die Streitkräfte in Terrania-City werden annähernd Divisionsstärke haben. Ihren Funktionen entsprechend, wird die Division in vier Regimenter unterteilt, die von den Brüdern-vier, -neun, -elf und -fünfzehn kommandiert werden. Jeder dieser Brüder weiß, worin er selbst Spezialist ist, also sind damit die Funktionen der vier Regimenter in der Hauptstadt klar. Des weiteren..."

Die sachliche Stimme fuhr fort, durch den halbdunklen Raum zu dröhnen. Eine Gefechtsposition nach der ändern wurde aufgezeigt, eine Funktion nach der ändern benannt und beschrieben, die Codenamen der Männer oder Frauen genannt, die diese Funktionen versehen sollten. Wie eine Maschine wickelte der Bruder-eins den Kampfplan für die bevorstehende Revolution ab.

Und als er zwei Stunden später seine Ansprache beendete, da schloß er mit den Worten:

"Auf unserer Seite, Brüder und Schwestern, steht die reine Vernunft. Denkt daran. Wir können nicht verlieren!"

*

Ungewöhnlicher Ernst lag auf den Gesichtern der vier Männer, die sich in dem kleinen Konferenzraum trafen: Exec-1 bis Exec-4, Rhodan, Staatsmarschall Bull, Michael Rhodan alias Roi Danton und Galbraith Deighton.

Rhodan kam ohne Umschweife zur Sache.

"Galbraith - dein Edikt war notwendig, ist das richtig?"

Die Jahre der tödlichen Gefahr hatten die letzten Barrieren endlich niedergerissen: die Männer des Top-Teams nannten sich ohne Ausnahme bei den Vornamen und gebrauchten die vertrauliche Anrede.

Deighton, ein schlanker, hochgewachsener Mann mit dunklen Haaren, dessen Alterungsprozeß an der Schwelle der vierzig durch einen Zellaktivator angehalten worden war, nickte ernsthaft und antwortete, ohne Rhodan dabei anzusehen:

"Es ist unbedingt notwendig, Perry. Es ist allerdings möglich, daß es zu spät kommt."

"Wir alle kennen die statistischen Daten", pflichtete Reginald Bull ihm bei. "Was es auch immer sein mag, das da auf uns zukommt, es läßt sich mit konventionellen Mitteln nicht mehr aufhalten!"

"Gibt es neue Erkenntnisse darüber, worum es sich eigentlich handelt?" fragte Rhodan.

"Ich stehe in ständiger Verbindung mit dem Waringer-Team", erläuterte Deighton. "Aber Waringer weigert sich, irgendeine Aussage zu machen. Er behauptet, seine Leute verfolgten wenigstens zweihundert verschiedene Spuren, und in diesem Stadium der Ermittlungen seien alle zweihundert etwa gleichwertig."

"Du sprachst in deinem Erlaß von einer Erhöhung des Strafmaßes", erinnerte sich Rhodan. "Spezifisch woran wurde dabei gedacht?"

"Zwangsarbeit für die geringsten Vergehen, nicht unter einem Jahr, und sofortige Recharakterisierung für alles, was über das Niveau der Trivialdelikte hinausgeht."

"Hat jemand ermittelt, wie viel Mehrarbeit dadurch auf die Justiz und die Organe des Strafvollzugs zukommt?"

"Wir gehörten geprügelt, wenn wir es nicht getan hätten", antwortete Deighton mit dumpfer Stimme. "Die Justiz ist nicht allzu sehr betroffen. Glücklicherweise handelt es sich bei der Mehrzahl der Vergehen um solche, die in juristischen Rechenzentren abgehandelt werden können. Der Strafvollzug allerdings wird ganz erheblich belastet."

"Wenn der Anstieg der Trivialkriminalität nicht gebremst werden kann, wie lange dauert es dann, bis die Kapazität des Strafvollzugs erschöpft ist?"

Galbraith Deighton zuckte, beinahe hilflos, mit den Schultern.

"Drei, vier Monate... je nach dem."

"Und dann?"

"Dann kommt der Augenblick", sagte Deighton mit dem Ausdruck der Bitterkeit auf dem Gesicht, "indem wir großmaßstäbliche Hypophrenese in Erwägung ziehen müssen."

"Aber auch das hilft uns nicht weiter!" wandte Rhodan ein. "Denn es müssen Heime für die Hypophrenen eingerichtet werden, und wenn die Hälfte der Menschheit in diesen unseligen Wahn verfällt und als Strafe Hypophrenese zugemessen bekommt, dann leben über zehn Millionen Kretins hinter Energiezäunen neben zehn Milliarden Normalen. Ist das ein erstrebenswerter Zustand?"

Betroffenheit malte sich auf den Gesichtern der andern, als das Stichwort Hypophrenese fiel. Die Methode hatte die Todesstrafe ersetzt und wurde nur gegen solche Verbrecher angewandt, bei denen nach einstimmiger Ansicht aller Experten die Möglichkeit einer Rückgliederung in die Gemeinschaft der Menschen nicht mehr gegeben wäre.

"Nein, das ist kein erstrebenswerter Zustand", bekannte Deighton. "Aber noch gibt es Hoffnung, daß es nicht soweit kommen wird. Noch können wir ..."

"Und wenn es doch soweit kommt?" unterbrach ihn Rhodan in hartem Ton.

Galbraith Deighton sah ihm fest in die Augen.

"Es gibt Gedanken, die sind so fürchterlich", erklärte er mit fester Stimme, "daß der Verstand sich weigert, sie zu Ende zu denken."

"Gut! Dann will ich dir sagen, was getan werden muß." Rhodans Stimme hatte einen metallenen Klang. "Die Straffälligen werden einer gemilderten Hypophrenese unterzogen, und jeder Verurteilte wird nach Goshmos-Castle exiliert."

Perplex starrten die drei den Mann an, der einen solchen Vorschlag zu unterbreiten gewagt hatte. Goshmos-Castle, das war der Wüstenplanet, der die Sonne Medaillon auf einer engeren Bahn als die Erde umkreiste. Auf Goshmos-Castle hatte einst Zeus gelebt, die abtrünnige Königin des Insektenvolkes der Ploohns, die durch die Machenschaften der Jaymadahr Konzentryn, der rechtmäßigen Herrscherin der Ploohns, den Tod gefunden hatte.

"Die Mucierer werden sich freuen!" bemerkte Roi Danton sarkastisch.

Die Mucierer waren die Eingeborenen von Goshmos-Castle. Feuerflieger hatten die Terraner sie genannt, als sie zum ersten Mal auf ihrer Welt landeten. Sie besaßen eine primitive Zivilisation und hatten Zeus einst als oberste Gottheit verehrt.

"Die Mucierer kümmern mich im Augenblick wenig", wies Rhodan ab.

Reginald Bull schüttelte den Kopf.

"Auf deine Zustimmung brauche ich wohl auch nicht zu rechnen, wie?" erkundigte sich Rhodan.

"Ich muß erst darüber nachdenken", antwortete Bull mit dumpfer Stimme. "Aber hier stehen wir und beklagen uns über ein Ansteigen der Kriminalität, das anzudeuten scheint, daß die Menschen das Maß für Gut und Böse verloren haben, daß ihnen die Liebe untereinander abhanden gekommen ist. Und wir entwerfen Pläne, die noch viel fürchterlicher sind als all diese kleinen Untaten, die aus dem Mangel an Liebe entstehen...?!"

Kämpfer wider den Teufel

Achtzig Jahre zuvor, im Jahr 3460 allgemeiner Zeitrechnung, war es der Menschheit mit der Hilfe der Ploohns gelungen, ihren Planeten in eine stabile Umlaufbahn um die rote Sonne Medaillon zu bringen. Medaillon und die benachbarten Sterne lagen innerhalb einer dünnen, schnurähnlichen Materiebrücke, die zwei auseinanderstrebende Galaxien miteinander verband. Im Lauf der vergangenen Jahrtausende waren die beiden Galaxien zusammengeprallt, hatten einander durchdrungen und waren jetzt im Begriff, sich voneinander zu lösen. Die energetischen Unregelmäßigkeiten, die einen solchen Vorgang begleiten, hatten nicht nur den "Mahlstrom" entstehen lassen, also eben jene Nabelschnur, die außer von Sternen und Planeten auch noch von ungewöhnlich dichter interstellarer Materie gleich einem dünnen Nebel erfüllt war, sondern auch die beiden Aufrißtrichter, natürlich gewachsene Transmitterstationen sozusagen, von denen sich einer in unmittelbarer Nähe von Medaillon, der andere am Rande der von den Ploohns beherrschten Galaxis befand.

Diese Trichter - Schlund und Kontraschlund genannt - ermöglichten den zeitverlustfreien Verkehr von Raumschiffen zwischen dem Medaillon-Sektor und dem Rand der Ploohn-Galaxis. Ursprünglich, als die Menschen die Rettung ihres Planeten eigentlich nur der Gunst der Ploohn-Königin Jaymadahr Konzentryn zu verdanken hatten, war geplant gewesen, daß Terraner und Ploohns in Zukunft zu beiderseitigem Wohle eng zusammenarbeiten würden. Die Jahre hatten den Plan jedoch ausgewaschen, und aus der Zusammenarbeit war nichts geworden. Die Mentalität der beiden Völker war zu verschieden, als daß sie gemeinsame Projekte hätten in Angriff nehmen können. Die Ploohns blieben auf ihrer Seite der Nabelschnur, und die Terraner auf der anderen.

Auf der Erde hatte sich das Leben nach den mörderischen Wirren, die die Flucht des Planeten aus dem heimatlichen Sonnensystem begleiteten, allmählich zu normalisieren begonnen.

Die Katastrophen hatten ihre Opfer gefordert: Die Menschheit zählte nur noch wenig über zwanzig Milliarden Seelen, und in den Jahrzehnten, die folgten, erwies sich die Fortpflanzungswilligkeit der Terraner als so schwach, daß die Zahl eher geringer wurde. Das war, schlossen die Psychologen, die Folge des Schocks, den die Menschen durchgemacht hatten. Es würde einige Zeit dauern, bis sie sich davon erholten.

Die ersten Jahrzehnte waren der Wiederherstellung des normalen Lebensablaufs gewidmet. Schäden wurden repariert. Die Agrikultur wurde den neuen Bedingungen angepaßt: Medaillon strahlte auf anderen Wellenlängen als Sol, und manche Furcht, die in der alten Heimat ohne Mühe gereift war, bedurfte hier zusätzlicher Hilfe.

Die Produktivität auf dem Nahrungsmittelbereich mußte drastisch erhöht werden, denn nicht länger mehr stand den Terranern der billige Transmitter auf Olympe zur Verfügung, der Nahrungsmittelprodukte von allen Welten des Solaren Imperiums in ununterbrochenem Strom zur Heimatwelt der Menschheit transportierte.

Der Probleme gab es viele, aber sie wurden alle gelöst. Ein neues Gefühl der Zusammengehörigkeit schien sich der Menschen bemächtigt zu haben. Die Statistiker beobachteten es mit Erstaunen: Die Kriminalität sank, bis sie fast nicht mehr vorhanden war. Die Menschen arbeiteten zusammen. Sie hatten sich mit ihrem Ziel identifiziert und sich entschlossen, nicht eher zu ruhen, als bis es erreicht war.

Welches aber war in Wirklichkeit ihr Ziel? Das Leben auf der Erde, unter einer fremden Sonne, zu normalisieren? Gewiß, das gehörte mit zu dem Generalplan. Aber es war nur ein Etappenziel - ein Schritt, den man getan haben mußte, bevor man das endgültige Ziel anvisierte. Darüber aber, welches denn nun das endgültige Ziel sei, wollte sich niemand äußern. Insgeheim, tief im Innern seines Herzens, wußte jeder, was er wollte. Aber er hielt sich für einen sentimentalsten Narren, der seinen geheimen Wunsch nicht aussprechen durfte, um sich nicht bloßzustellen. Er wollte zurück - dorthin, wo die Erde, wo die Menschen hergekommen waren, unter den goldenen Schimmer von Sol. Aber wie sollte sich eine solche Sehnsucht verwirklichen lassen? Die Position der heimatlichen Galaxis war seit geraumer Zeit bekannt. Man wußte, daß sie Jahrtausende von Lichtjahren weit

entfernt war. Das Experiment, die Erde mit Hilfe eines Sternentransmitters zu transportieren, stak noch jedem, der mit dabei gewesen war, in den Knochen. Sollte man Ähnliches ein zweites Mal wagen?

Die Sehnsucht also blieb vorerst geheim. Aber die Männer und Frauen in Terrania-City, die die Regierung bildeten, schienen die Stimmung im Volk gewittert zu haben. Wie anders war es zu erklären, daß sie als erstes Projekt, nachdem die Verhältnisse auf der Erde sich endlich wieder normalisiert hatten, ein Super-Raumschiff in Angriff nahmen, das ehrgeizigste Vorhaben, das die Menschheit sich jemals vorgelegt hatte? Wie anders konnte man sich erklären, daß das neue Raumschiff, schon als es auf den Tischen der computergesteuerten Zeichner zum ersten Mal Form annahm, auf den Namen SOL getauft wurde?

Die Menschen waren begeistert. Das Schiff bestand aus zwei Kugelzellen, wie sie für die Schlachtschiffe der Universum-Klasse verwendet wurden: Jede 2500 Meter im Durchmesser. Zusammengehalten wurden die beiden Kugeln durch einen zylindrischen Mittelrumpf, der ebenso lang wie dick war, nämlich 1500 Meter. Das Zyklopenschiff hatte das Aussehen einer Hantel: In der Mitte der dicke Zylinder, zu beiden Seiten je eine Kugel.

Die SOL wurde mit den modernsten Triebwerken ausgestattet. Ihre Energiequelle war eine Serie von Kraftwerken, die nach dem inzwischen ausgereiften Nugas-Schwarzschild-Prinzip arbeiteten. Die SOL war in der Lage, intergalaktische Entfernungen mit Hilfe ihrer Sextadim-Triebwerke mühelos und in kürzester Zeit zu überbrücken. Im Innern der Galaxien operierte sie mit Hilfe eines Lineartriebwerks, dessen Reichweite für alle praktischen Überlegungen nahezu unbegrenzt war.

Noch eine Besonderheit hatte die SOL auf zuweisen: Ihre Bestandteile, die beiden Kugeln und der Zylinder in der Mitte, ließen sich voneinander trennen und konnten selbständig operieren. Die Bewaffnung eines jeden Teilstückes war ausreichend, um alle bekannten Gefahren abzuwehren. Die SOL würde die heimatliche Galaxis mühelos erreichen und sich selbst gegen eine ganze Flotte von larischen SVE-Raumschiffen erfolgreich zur Wehr setzen können.

Die SOL war die Gestalt gewordene Hoffnung der Menschheit, von der heimatlichen Sonne nicht für immer getrennt zu sein.

Die SOL war nahezu fertiggestellt, als sich unerwartet ein Schatten über die Erde und die Menschen senkte. Es sah zunächst so aus, als zerstörte eben der Umstand, daß das Raumschiff, in dem sich alle Hoffnungen vereinten, so gut wie fertiggestellt war, den Zusammenhang der Menschen untereinander. Sie schienen - von Tag zu Tag deutlicher - einer des anderen Feind zu werden, jeder darauf bedacht, nur den eigenen Vorteil zu wahren. Erst mit der Zeit wurde offenbar, daß die SOL nicht wirklich etwas mit der seltsamen Veränderung der Menschen zu tun hatte. Etwas anderes war da wirksam geworden, ein übler Geist, der wie eine Krankheit die Menschen beschlich und sie übermannte. Und ehe es diejenigen, die von ihrer Berufung her über das Wohl der Menschheit zu wachen hatten, es sich versahen, hatte die Gefahr Ausmaße angenommen, die den Erfolg alles bisher Erreichten in Frage stellten.

Das war die Lage in jenem denkwürdigen Juli 3540, in dem der Aufstand gegen den Großadministrator schon längst eingeleitet war.

*

Von Vater Ironside wußte niemand, woher er kam. Im Laufe der vergangenen Wochen hatte er begonnen, sich in Terrania-City einen Namen zu machen. Er hielt Predigten unter freiem Himmel, die sich auf Anhieb nicht viel anders anhörten als die Reden vieler anderer, die im Gefolge der Ereignisse des letzten Jahrhunderts das unmittelbar bevorstehende Ende der Welt verkündigten. Aber irgend etwas war an seinen Predigten, das den Menschen mehr einleuchtete als die pathetischen Worte der Weltuntergangsverkünder. Er sprach viel vom Teufel, der sich anschickte, die Menschen zu besitzen, und er wußte auf packende Weise aus seiner eigenen Erfahrung Begebenheiten zu schildern, die seine Hypothese unterstützten.

Im Laufe kurzer Zeit waren seine Predigten zu den bestbesuchten Veranstaltungen in der Hauptstadt geworden. Aber noch immer wußte niemand, wer Vater Ironside war, woher er kam oder was er wollte. Man wußte nicht einmal, wie er wirklich hieß und wo er wohnte. Am Ende seines Vertrages brachte er es auf geheimnisvolle Art und Weise fertig, spurlos zu verschwinden, so daß niemand ihm folgen konnte.

Auch an diesem Abend hatte Vater Ironside es verstanden, sich von der Menge seiner Zuhörer in einem Park am Nordrand der Stadt zu lösen, ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen.

Er schritt kräftig aus und erreichte etwa zwei Kilometer vom Ausgang des Parks entfernt einen Zugang zum unterirdischen Rohrbahnssystem. Mit der Rohrbahn fuhr er ein paar Stationen weit in Richtung Stadtmitte. Die Stelle, an der er ausstieg, war das Zentrum eines der älteren Viertel der Hauptstadt. Straßen und Gebäude stammten zumeist noch aus der Zeit des dritten Jahrhunderts. Hier gab es noch riesige Appartementhäuser mit Wänden, die fast nur aus Metall und Glas bestanden, eingelagert in nicht besonders großzügige Grünflächen. Die Straßen waren übermäßig breit und machten einen derart hohen Prozentsatz der insgesamt bebauten Fläche aus, daß einem modernen Städteplaner dabei das Schaudern kam.

Auf einen der altmodischen Glas- und Stahlpaläste hielt Vater Ironside zu. Es ging auf Mitternacht, und die Straße war so gut wie verlassen. Sonnenlampen verbreiteten nichtsdestoweniger taghelles Licht - auch dies ein Ausdruck überalterter Planung, die noch nicht begriffen hatte, daß die Dunkelheit der Nacht ein natürliches Ereignis war, das nicht einer Mode zuliebe aus dem Leben der Menschen verbannt werden durfte. Am Haupteingang des Glaspalastes wurde Vater Ironside durch die schrille Stimme eines Wachroboters, der mindestens ebenso alt war wie das Gebäude, aufgehalten.

"Wie ist Ihr Name?" wollte das Maschinenwesen wissen.

"Man nennt mich Vater Ironside", antwortete der also Befragte in das Mikrophongitter hinein, das zu diesem Zweck seitwärts der Tür angebracht war.

Der Roboter schien eine Zeitlang nachzudenken. Schließlich erklärte er:

"Ist in Ordnung. Sie dürfen eintreten."

Gleichzeitig öffnete sich die Tür. Durch den Antigravschacht glitt Vater Ironside hinauf bis zur zwölften Etage. Das Gebäude machte einen verlassenen Eindruck. Ironside schritt bis zu einer Tür aus grauer Metallplastik, auf der in einfachen, schwarzen Lettern geschrieben stand:

MISSION DER BRÜDER DES HL. FRANZISKUS VON ASSISI.

Die Tür öffnete sich ohne Ironsides Dazutun, allerdings keineswegs automatisch: ein kleiner, weißhaariger Mann in schwarzem Gewand hatte auf die Rückkehr des Predigers gewartet.

"Gott zum Gruß, Bruder", sagte Ironside und blieb stehen, um den kleinen Weißhaarigen mit einem freundlichen Lächeln zu bedenken.

Die beiden Männer bildeten einen eigentümlichen Gegensatz. Der Ältere, zierlich gebaut und mit einem fein geschnittenen, gütigen Gesicht personifizierte die Liebe, die Duldsamkeit seines Glaubens. Ironside dagegen, über sechs Fuß hoch, breitschultrig und mit einem grobgeschnittenen Gesicht, war eher der Streiter, der Kämpfer, der Ungeduldige.

"Auch dir zum Gruß, Bruder", antwortete der Weißhaarige mit sanfter Stimme. "Hast du sie heute überzeugen können?"

Ironside schüttelte den kantigen Schädel mit dem kurzgestutzten, eisgrauen Haar.

"Ich habe sie nachdenklich gemacht", sagte er mit grollender Stimme. "Aber diese unheimliche Gewalt hat sie so fest im Griff, daß die Nachdenklichkeit alleine nicht mehr ausreicht. Ich glaube, ich werde es nicht schaffen!"

"Es wird deine Schuld nicht sein, Bruder", tröstete ihn der Alte. "Du tust, was menschenmöglich ist. Wenn du trotzdem nichts ausrichtest, dann ist ein Wille im Spiel, gegen den wir nichts vermögen."

Vater Ironside blickte ihn verwundert an. Aber bevor er noch etwas sagen konnte, kam der Weißhaarige ihm zuvor:

"Es wartet übrigens einer auf dich, Bruder."

"Einer?" entfuhr es Ironside. "Wer...?"

"Ich kenne ihn nicht. Er sagt... er sagt..."

"Nun, was sagt er?"

"Er sagt, er wolle sich mit dir über die Beichte unterhalten", vollendete der Alte seinen Satz. "Ist das nicht merkwürdig? In diesem Zeitalter, in dem..."

"Wo ist er?" fiel Ironside ihm ungeduldig ins Wort.

"In deinem Arbeitszimmer", lautete die Antwort.
Ironside stürmte davon. Die Tür öffnete sich ihm zu langsam.
Er stemmte sich mit der Schulter dagegen und schob sie vollends beiseite. Der Raum war zur Hälfte erleuchtet. In einem der unbequemen, hochlehnten Stühle saß ein Mann, den Ironside noch nie zuvor gesehen hatte, wenigstens nicht mit Bewußtsein.

Er war ziemlich jung, noch nicht einmal vierzig. Sein Gesicht war die Physiognomie eines Durchschnittsmenschen. Seine Kleidung war geschmackvoll, aber dennoch nicht mehr als mittlere Konfektionsqualität. Was Vater Ironside aufrüttelte, war der fast gehetzte Blick der hellen Augen.

"Du fürchtest dich, mein Sohn!" sagte er, nachdem er bis auf vier Schritte an den Fremden hingetreten war. "Kann ich dich von deiner Furcht befreien?"

Der Helläugige erhob sich. Seine Bewegungen waren mechanisch, als zöge ihn eine unsichtbare Hand aus dem Stuhl empor.

"Ich ... ich möchte mit Ihnen ... über die Beichte reden", stotterte er.

"Warum? Hast du etwas zu beichten?"

"Ich glaube ... ich glaube, ja!"

"Du weißt von etwas Schlechtem?"

Wortlos nickte der fremde Besucher. Seine Lippen bewegten sich - versuchten, Worte zu formen, aber es dauerte lange, bis sie einen Laut zuwege brachten.

"Ja ... ich weiß von einer Verschwörung ... einer Revolution ..."

Vater Ironside legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte ihn mit sanfter Gewalt wieder in den Stuhl zurück.

"Fürchte dich nicht, mein Junge!" sagte er väterlich. "Wir werden darüber sprechen."

*

"Da ist einer, Sir, der sich partout nicht abwimmeln läßt!"

Perry Rhodan blickte auf und sah auf dem Bildschirm das Gesicht seines Privatsekretärs, eines verhältnismäßig jungen Majors der Flotte, den er erst vor wenigen Wochen in diese Position übernommen hatte. Sophron hieß er und hatte sich im Dienst sowohl durch Tapferkeit, als auch durch Umsicht derart ausgezeichnet, daß er dem Exec-1, als dieser nach einem neuen Privatsekretär suchte, empfohlen worden war. Rhodan hatte die Wahl bis heute nicht zu bereuen gehabt. Jetzt jedoch störte ihn der kalte Ausdruck in den Augen des Majors.

"Ist er denn gar so widerwärtig?" versuchte er, durch Spott den unangenehmen Eindruck zu überbrücken.

"Er hat offensichtlich keine Ahnung von der Last der Arbeit, die ein Mann Ihrer Position zu tragen hat."

"Wer ist er? Was will er?"

"Ein Priester, Sir. Bis jetzt halten wir ihn noch an der äußersten Grenze der mittleren Peripherie. Er behauptet allen Ernstes, er sei dem Teufel auf der Spur!"

Sophron grinste gehässig. Rhodan winkte ab.

"Teufelsjäger haben wir genug gehabt", bemerkte er abfällig. "Sagen Sie dem Mann, ich hätte keine Zeit."

"Danke, Sir", antwortete Sophron kühl.

Im nächsten Augenblick erlosch der Bildschirm.

Vater Ironside hatte nicht ernsthaft gehofft, bis zum Großadministrator vorzustoßen. Er hatte den Gang nur unternommen, damit er sich später nicht den Vorwurf zu machen brauchte, er habe bei seinem Vorgehen die alleroffensichtlichste Möglichkeit völlig außer acht gelassen. Ohne Groll verließ er Imperium-Alpha, wo er es dank seiner Hartnäckigkeit immerhin fertiggebracht hatte, bis zur Grenze des mittleren Sektors vorzudringen, und ging für die nächsten Stunden seiner üblichen Beschäftigung nach: er bewegte sich kreuz und quer durch die Stadt, und wo immer er jemand fand, der schwach war und seiner Hilfe bedurfte, weil seine Mitmenschen plötzlich nicht mehr willens waren, ihm zu helfen, da half er.

Als der Abend anbrach, befand er sich im Osten der Stadt - und dies auf eine Information hin, die Bruder Serafino, der weißhaarige Alte, ihm übermittelt hatte. Denn wenn auch die Missionstätigkeit des Ordens des Hl. Franziskus weltweit bis auf ein Beinahe-Nichts zusammengeschrumpft war, weil niemand sich mehr bekehren lassen wollte, so war der Orden doch nach wie vor eine geschlossene, gut funktionierende Organisation. Bruder Serafino hatte die Zeit, die ihm seit der Ankündigung von Vater Ironsides Besuch geblieben war, wohl genutzt, um gewisse Dinge in Erfahrung zu bringen, die Ironside bei seiner Tätigkeit von Nutzen sein mochten. So zum Beispiel, daß einer aus dem Führungsgremium der Regierung dem Kalifen Harun al Raschid nacheiferte und sich des späten Abends verkleidet unter die Menge mischte, um die Stimmungen im Volke kennenzulernen.

Gegen einundzwanzig Uhr Ortszeit betrat Vater Ironside das Vergnügungszentrum "Shangri La", ein weites Gelände, in dem zum Teil unter Dach, zum Teil unter freiem Himmel alles geboten wurde, was der moderne Mensch an Zerstreuung brauchte. Da gab es Spieltische, an denen um Münzmarken gewürfelt wurde, ebenso wie viskose Liegen, auf denen die Menschen sich physisch entspannen und währenddessen ein psychophysisch injiziertes Unterhaltungsprogramm genießen konnten, Felder für sportliche Betätigung ebenso wie die uralten Hufeisenformen der Bars, an denen Männer saßen, ausschließlich mit den Beschäftigungen des Trinkens und des Redens befaßt.

An einem dieser Hufeisen fand Vater Ironside den Mann, den er suchte.

Er war hochgewachsen, und seine Kleidung wirkte schäbig.

Er machte den Eindruck, als sei er wenigstens neunzig Jahre alt, aber seine stahlgrauen Augen leuchteten mitunter in jugendlichem Feuer. Ironside suchte sich einen Platz in seiner Nähe und bestellte ein Getränk. Im Laufe der nächsten halben Stunde gelang es ihm, bis auf den Sitz unmittelbar neben dem Fremden vorzudringen - unauffällig, wie er bislang geglaubt hatte. Plötzlich wandte sich der Grauäugige jedoch um und musterte ihn scharf.

"Sie haben es auf mich abgesehen, nicht wahr?" fragte er.

Seine Stimme klang nicht unfreundlich, eher neugierig. Vater Ironside war einen Augenblick lang verblüfft und mußte wohl ein entsprechendes Gesicht gemacht haben, denn der Fremde lachte hell auf.

"Lassen Sie sich's nicht verdrießen, Alter!" rief er gut gelaunt und gab Vater Ironside einen freundschaftlichen Hieb auf die Schulter. "Ich hab' eben meine Augen offen! Also, was kann ich für Sie tun?"

Ironside hatte sich von Anfang an für die direkte Vorgehensweise entschlossen.

"Sie sind der Sohn eines Mannes, der sich in ernsthafter Gefahr befindet", sagte er so leise, daß nur der Fremde ihn verstehen konnte.

Die grauen Augen schlossen sich zu schmalen Schlitzern. Der Fremde war plötzlich todernst.

"Ich weiß nicht, wovon Sie reden", antwortete er kalt.

"Ich stehe in der Verantwortung meines Glaubens", erwiderte Ironside unerschüttert, "und muß Sie darauf aufmerksam machen, daß auch die Lüge eine Sünde ist. Ich weiß, wer Sie sind. Ich habe heute morgen versucht, zu Ihrem Vater durchzudringen, bin jedoch gescheitert. Meine Informationen sind lebenswichtig. Bitte geben Sie mir Gelegenheit, sie vorzutragen. Wenn möglich, nicht hier..."

Der Fremde, hinter dessen Maske sich Roi Danton verbarg, dachte nur einen Augenblick lang nach. Dann nickte er.

"Kommen Sie mit!" forderte er Ironside auf.

Ironside sah sich um. In kurzen Abständen nach Danton erhoben sich in der Runde weitere drei Männer und schritten ebenfalls dem Ausgang zu. Ganz so schutzlos, wie es den Anschein hatte, gab sich der Sohn des Großadministrators den Gefahren der Öffentlichkeit doch nicht preis.

*

Es war kein anspruchsvolles Quartier, die kleine Wohnung eines mittelmäßig verdienenden Junggesellen etwa, die sich an diesem Abend in das Hauptquartier der Konterrevolutionäre verwandelte. Dantons Begleiter hatten draußen haltgemacht, um jegliche Gefahr von ihrem Schutzbefohlenen fernzuhalten. Vater Ironside hatte inzwischen begonnen, von der seltsamen Beichte zu berichten, die er in der vergangenen Nacht entgegengenommen hatte.

"Der Mann hieß Pranthor, Silas Pranthor", erinnerte er sich. "Er arbeitet irgendwo bei einem privaten Unternehmen als Systemspezialist. Er muß wohl schon immer ein Unzufriedener gewesen sein. Nach der ersten Kontaktaufnahme wurde er rasch ein eifriges Mitglied der revolutionären Strömung..."

"Söhne der Vernunft", fiel ihm Danton ins Wort, "nennen sie sich, nicht wahr?"

"Söhne der reinen Vernunft", verbesserte ihn Ironside. "Die Vernunft ist überhaupt etwas, worauf sie bei jeder Gelegenheit pochen. Emotionen, sagt Pranthor, gibt es bei ihnen nicht. Sie sind sehr straff organisiert, und von einem gewissen Niveau an aufwärts kennen die Mitglieder einander nicht mehr. Da sie alle Söhne desselben Götzen sind, den sie Vernunft nennen, betrachten sie sich untereinander als Brüder, und in der Führungsspitze, der Silas Pranthor dank seines unermüdlichen Eifers angehört, sind die Rangstufen durch Nummern gekennzeichnet, die an die Anrede "Bruder" angehängt sind. Pranthor zum Beispiel ist der Bruder-fünfehn, und das Oberhaupt der Vereinigung ist der Bruder-eins. Pranthor hat unlängst an einer Besprechung der Führungsgruppe teilgenommen, von der er nicht weiß, an welchem Ort sie stattgefunden hat. Dort wurden die letzten Vorbereitungen für die Übernahme der Macht in der Hauptstadt getroffen. Es wurde nicht ausdrücklich gesagt, aber bei der Mentalität der Revolutionäre muß man als sicher annehmen, daß den Mitgliedern der ordentlichen Regierung samt und sonders der Tod droht, falls die Revolution Erfolg hat."

"Das hat Pranthor gesagt... oder ist das Ihre Hypothese?"

"Das hat Pranthor gesagt. Überhaupt ist es das, was ihn verschreckt hat. Sehen Sie: weitaus die Mehrzahl der Revolutionäre sind von dem besessen, dem ich hinterher bin. Die Flamme der Nächstenliebe in ihren Herzen ist erloschen. Sie werden beherrscht von dem, was sie die reine Logik nennen, und von den Urinstinkten. Pranthor dagegen ist, abgesehen von seiner fast krankhaften Unzufriedenheit, noch ein normaler Mensch. Die Gefühllosigkeit seiner Mitrevolutionäre hat ihn plötzlich abzustoßen begonnen."

Er fing auf einmal an, sich über seine Rolle in dieser widerlichen Revolution Gedanken zu machen. Ich muß mich glücklich preisen, daß es mir inzwischen gelungen war, mir in der Hauptstadt einen Namen zu machen. Pranthor hatte mich ein paar Abende zuvor rein zufällig nach Hause kommen sehen und wußte daher, wo ich wohnte. In seiner Gewissensnot wandte er sich an mich."

"Und ... haben Sie ihm helfen können?"

Ironside starrte vor sich hin und hob die breiten Schultern.

"Ich weiß es nicht. Ich habe ihn an den verwiesen, der hier als einziger helfen kann."

"Wohin ging Pranthor, nachdem Sie ihn verabschiedet hatten?"

"Auch das weiß ich nicht. Wir sprachen ziemlich lange miteinander. Es war kurz vor vier Uhr, als er ging. Er wollte meine Begleitung nicht annehmen. Ich brachte ihn nur bis zur Tür der Wohnung."

Ein eigenartiges Lächeln trat auf Roi Dantons maskiertes Gesicht.

"Und noch eine Frage, Vater", sagte er.

"Ja...?"

"Sie führen eine erfrischend offene Sprache. Aber es gibt gewisse Dinge, die Sie nur umschrieben ausdrücken. Sie beziehen sich auf das, hinter dem Sie her sind. Was ist das?"

"Nicht was, sondern wer", korrigierte ihn Vater Ironside.

"Also: wer ist es, hinter dem Sie her sind?"

"Der Teufel", antwortete Vater Ironside schlicht.

Die Erkenntnis

"Ein Teufelsjäger?" fragte Reginald Bull ungläubig. "Kann man denn so etwas überhaupt ernst nehmen?"

Galbraith Deighton machte ein merkwürdig betroffenes Gesicht. Aber vorläufig achtete kaum jemand auf ihn.

"Ich mache mir Vorwürfe, daß ich den Mann habe abweisen lassen", erklärte Rhodan. "Hätte ich ihn angehört, dann wüßten wir jetzt schon, was wir von der Sache zu halten haben."

"Ich bin keineswegs der Ansicht", meldete sich Roi Danton zu Wort, "daß wir uns die Theorien dieses Mannes unbesehen zu eigen machen sollen. Aber ich möchte darauf hinweisen, daß er auf mich den Eindruck eines objektiven und klugen Beobachters machte. Daß im sechshunddreißigsten Jahrhundert noch einer hinter dem Teufel her ist, mag uns verwunderlich erscheinen. Aber Vater Ironside ist ein tiefgläubiger Mann, und da seine Religion die Existenz des Satans nach wie vor nicht bestreitet, hat er wohl ein Recht, die Entwicklung auf der Erde so zu interpretieren, daß hier der Teufel seine Hand im Spiel habe."

Es war zwei Uhr morgens. Die Unterredung mit Vater Ironside hatte Roi Danton keine Ruhe gelassen. Er hatte um eine Sondersitzung des Kleinen Exekutivkomitees gebeten, und als man hörte, worum es ging, da empfand man es als selbstverständlich, daß um einer solchen Sache willen auch die Nachtruhe geopfert werden müsse. Dantons Eröffnungen hatten wie eine Bombe eingeschlagen. Die Entwicklung der jüngsten Zeit, die Ernüchterung der Menschen bis hinab zur völligen Deemotionalisierung hatte zwar die Zahl der Gesetzesübertretungen sprunghaft in die Höhe schnellen lassen, aber die Gefahr eines Aufstands gegen die herrschende Ordnung war um so geringer erschienen, je weniger die Menschen die Fähigkeit besaßen, sich für Ideen, Religionen, Philosophien zu begeistern.

"Gut, ich will mich über den Mann nicht weiter lustig machen", erklärte Reginald Bull mit Nachdruck. "Also bleibt uns nur, auf seine Information hin zu handeln. Dieser - wie heißt er? - Pranthor muß herbei!"

"Vater Ironside hat sich ausbedungen, daß mit dem Mann sanft umgegangen wird!" mahnte Roi Danton.

"Das ist Galbraiths Sache", meinte Rhodan. "Heh, Galbraith ..."

Deighton war nach der ersten Überraschung in tiefes Nachdenken versunken. Auf den Zuruf hin schrak er auf. Als er aller Augen auf sich gerichtet sah, versuchte er ein schwaches Lächeln.

"Verzeihung", murmelte er. "Es geschieht nicht oft, daß der Chef der inneren Sicherheit von einem eifernden Priester abgehängt wird, wie? Vielleicht sollte ich Vater Ironside mein Amt zur Verfügung stellen."

Schweigendes Staunen war die Reaktion. Schließlich forderte Perry Rhodan den Halbmutanten auf:

"Vielleicht drückst du dich etwas deutlicher aus. Ich bin nicht sicher, ob auch nur einer von uns versteht, worauf du hinauswillst."

"Ich erhielt gestern Abend aus einer meiner üblichen Quellen einen vagen Hinweis", antwortete Deighton. "Es ging um die vermutete Existenz einer revolutionären Strömung, die besonders in Terrania-City äußerst aktiv ist. Ich hielt die Sache nicht für besonders tragisch, leitete jedoch vorsichtshalber die ersten Maßnahmen zur Investigation dieser Angelegenheit ein."

"Ich ahne etwas!" bemerkte Rhodan düster.

"Da ahnst richtig", sagte Deighton sarkastisch. "Zu dem Hinweis gehörte der vermutliche Name der geheimen Organisation. Sie nennt sich: die Söhne der reinen Vernunft!"

*

Sieben Uhr morgens, am selben Tag.

"Silas Pranthor ist nicht aufzufinden", berichtete Galbraith Deighton seinem unmittelbaren Vorgesetzten.

Die Unterhaltung fand über Interkom statt. Deighton sprach von seinem Kontrollzentrum aus. Rhodan empfing das Gespräch in seinem Arbeitszimmer.

"Ich dachte, er hätte einen festen Wohnsitz und einen festen Arbeitsplatz?"

"Beides hat er", bestätigte Deighton. "Trotzdem ist er spurlos verschwunden. Innerhalb der nächsten Stunde erwartet man ihn in seinem Büro. Unsere letzte Hoffnung ist, daß er dort doch noch auftaucht. Zu Hause war er jedenfalls in der vergangenen Nacht nicht. Er war kein besonders geselliger Mensch und hatte nur wenige Freunde. Von denen weiß keiner, wo Pranthor sich aufhalten könnte. Bislang ist Vater Ironside der letzte, der Pranthor zu Gesicht bekommen hat."

"Läßt sich irgendeiner der Freunde mit dem Geheimbund in Zusammenhang bringen?"

"Wir sind dabei, das zu prüfen. Im Augenblick sieht es nicht besonders ermutigend aus."

"Ist es möglich, daß die Söhne der reinen Vernunft Pranthor auf die Spur gekommen sind und ihn als Verräter beseitigt haben?"

"Das ist meine augenblickliche Hypothese. Ob sie richtig ist, werden wir erst wissen, wenn wir Pranthor gefunden haben - tot oder lebendig."

Da schoß Rhodan ein beunruhigender Gedanke durch den Sinn.

"Falls der Geheimbund weiß, daß Pranthor Verrat plante, dann weiß er auch, wen er vorgestern nacht aufsuchte. Man sollte darauf achten, daß Vater Ironside nichts zustößt."

"Dafür ist bereits gesorgt", antwortete Deighton. "Ein paar meiner besten Leute kümmern sich um Ironside. Im übrigen sehe ich da keine große Gefahr."

"Nicht...?"

"Nein. Für die Söhne der reinen Vernunft ist Pranthor der gefährliche Mann, nicht Ironside. Wenn, wie ich vermute, die Organisation Pranthor aus dem Weg geräumt hat, dann kann Ironside keinen weiteren Schaden mehr anrichten. Denn alles, was er weiß, hat er ohnehin schon ausgeplaudert."

"Das klingt logisch", gestand Rhoda. "Aber es ist von zu vielen unbewiesenen Voraussetzungen abhängig."

"Wir halten auf jeden Fall die Augen weit offen", versprach Galbraith Deighton.

Damit endete das Gespräch. Es war dem Exec-1 jedoch nicht viel Ruhe gegönnt. Kurze Zeit später erhielt er einen weiteren Anruf. Er kam aus dem Forschungszentrum West. Das war Geoffrey Waringers Revier, und als Rhoda die Empfangstaste drückte, erblickte er in der Tat das Gesicht des genialen Wissenschaftlers. Wie immer wirkte er ein wenig linkisch und umständlich, und die Erregung, die ihn gepackt hatte, trug nicht dazu bei, seine Ausdrucksweise klarer zu machen.

"Ich glaube", stieß er hervor, "... das heißt, ich habe Grund zu der Annahme, wir könnten unter Umständen einer Sache auf der Spur sein, die ... selbstverständlich nur, wenn sich unsere Hypothese als richtig erweist ... vieles erklären könnte."

"Vielleicht erklärst erst einmal du, was du eigentlich meinst", riet ihm Rhoda.

Mit fahrigem Geste wischte sich Waringer über die Stirn.

"Ich glaube, ich weiß, was das seltsame Verhalten der Menschen hervorrufen", sagte er.

*

"Sonnen", erklärte Geoffrey Waringer knapp eine Stunde später vor den Mitgliedern des Kleinen Exekutivkomitees, "sind Generatoren übergeordneter Energieformen. Ebenso, wie jede Sonne ein elektromagnetisches Strahlungsspektrum hat, so besitzt sie auch ein hyperenergetisches Spektrum. Wir können mit unseren Meßgeräten die hyperenergetischen Spektren erfassen und haben dies in der Vergangenheit auch bei jeder Gelegenheit getan."

Die Deutung der Spektra liegt jedoch noch sehr im argen. Wir wissen einfach nicht, was diese oder jene hyperenergetische Strahlungskomponente bewirkt - oder besser gesagt: welche Wirkung aufträte, wenn sie plötzlich nicht mehr da wäre."

Er zog eine handschriftlich beschriebene und bemalte Klarsichtfolie hervor und warf sie auf den Projektor, so daß an der Wand ein vergrößertes Bild der Schrift und der Zeichen auf der Folie entstand. Unter anderem war eine Kurve zu sehen, die im allgemeinen glatt verlief, an einer Stelle jedoch eine markante Spitze bildete.

"Da haben wir es", sagte Waringer und deutete eben auf diese Spitze. "Dieses Ding dort liegt im Bereich zwischen zwei- und elftausend Ce, an einer Stelle also, an der die Hyperspektren anderer Sonnen nur eine äußerst niedrige Aktivität aufweisen. Bei anderen Sonnen erscheint die Kurve in diesem Wellenlängenbereich nach unten eingedrückt. Bei Medaillon dagegen entsteht hier eine steile Spitze, die einen beträchtlichen Prozentsatz des Gesamtenergiegehalts des Spektrums in sich birgt."

"Und das", erkundigte sich Staatsmarschall Bull ungläubig, "soll dafür verantwortlich sein, daß die Menschen immer gehässiger zueinander werden?"

"Es gibt gewichtige Hinweise", nickte Waringer, "die einen solchen Zusammenhang plausibel erscheinen lassen."

"Ihr habt experimentiert?" fragte Rhoda.

"Intensiv. Wir haben Kolonien von Versuchstieren der Strahlung der Sonne ausgesetzt und dabei verschiedene Teile des hyperenergetischen Spektrums ausgeblendet. Unweigerlich wuchs die Aggressivität der Versuchstiere proportional mit dem Prozentsatz der Gesamtenergie, der in dem kritischen Bereich zwischen zwei- und elftausend Ce enthalten war."

Das "Ce" war ein Maß für die Wellenlänge hyperenergetischer Schwingungen. Es handelte sich um die Abkürzung des Namens eines berühmten klassischen Physikers: Cerenkov.

"Es handelt sich demnach um einen hyperphysischen Vorgang", versuchte Roi Danton, den gewonnenen Eindruck zu präzisieren, "der auf das psychische Gefüge der Menschen einwirkt."

"Nicht nur der Menschen", verbesserte Waringer, "überhaupt aller Lebewesen. Nur kommt die Wirkung eben beim Menschen am deutlichsten zur Geltung."

"Gut. Und was für ein Mittel gibt es dagegen?"

"Wie meinst du das ... Mittel?"

"Wie kann man die Sache abstellen?"

Waringer war völlig perplex.

"Abstellen, abstellen ...!" jammerte er. "Man kann doch die Strahlung einer Sonne nicht einfach abstellen!"

"Man könnte einen Schutzschirm um die Erde legen", schlug Danton vor. "Einen Schirm mit Filterwirkung, der gerade diese Strahlungskomponente absorbiert oder zurückwirft."

"Ein Schutzschirm, der hyperenergetische Strahlung abfängt", dozierte Waringer, "würde gleichzeitig auch alle elektromagnetische Strahlung absorbieren. Das heißt: Wir erhielten von der Sonne weder Licht, noch Wärme. Außerdem ist zu bedenken, daß die Aufrechterhaltung eines solchen Schutzschirms den Energiehaushalt der Erde ganz erheblich belasten würde."

"Ist es wirklich so ernst?" fragte Rhoda besorgt. "Du siehst keine Möglichkeit, wie wir dem Problem aus dem Wege gehen könnten?"

"Keine", bestätigte Waringer.

"Besitzt der Mensch keine natürliche Widerstandsfähigkeit gegen diese Wirkung? Ich meine: Man sieht doch selbst heute schon, daß viele Leute dem fremden Einfluß standhalten, während andere ihm widerstandslos erliegen. Gibt es denn gar keine Hoffnung, daß wenigstens die Mehrzahl der Menschen normal bleiben wird?"

Waringer schüttelte traurig den Kopf.

"Die geheimnisvolle Strahlkomponente der Sonne ist nicht von heute auf morgen entstanden. Sie war schon immer da. Das heißt: Wir sind ihr nun seit achtzig Jahren ausgesetzt. Innerhalb von achtzig Jahren hat sie es fertiggebracht, eine Änderung im psychischen Gefüge des Menschen zu erzeugen, die jetzt endlich zum Durchbruch kommt."

"Auch bei Menschen, die noch keine achtzig Jahre alt sind?" warf Galbraith Deighton dazwischen.

"Auch bei solchen. Ein Kind, das vor zehn Jahren geboren wurde, erbt das bereits mutierte Seelengefüge seiner Eltern und war daher seelisch von Anfang an so gebaut, als hätte es schon siebzig Jahre unter Medaillon gelebt. Ich habe keinen Zweifel daran, daß im Laufe der nächsten Monate und Jahre die seelische Veränderung bei allen Menschen zum Durchbruch kommen wird. In zehn Jahren wird es einfach keinen Menschen mehr geben, der Emotionen empfinden kann. Es wird nur noch Wesen geben, die logisch denken und im übrigen ihren Urtrieben gehorchen."

"Ohne Ausnahmen...?"

"Ein paar Ausnahmen wird es schon geben", gestand Waringer zu, "eine Handvoll vielleicht, womöglich auch ein paar tausend. Aber nicht genug, als daß sie ins Gewicht fallen könnten. Das sind diejenigen, die psychisch von Grund auf anders gestaltet sind als normale Menschen und denen die Strahlung daher nichts anhaben kann. Denkt nur an die Mucierer auf Goshmos-Castle. Sie sind, soweit wir das beurteilen können, in ihrer Emotionalität völlig normal. Eben deshalb, weil sich ihre seelische Struktur von der unseren grundlegend unterscheidet."

Bedrücktes Schweigen herrschte in dem kleinen, fensterlosen Raum. Aber plötzlich fing Geoffrey Waringer noch einmal an zu sprechen.

"Eine Gruppe von Ausnahmen wird es allerdings für alle Zeiten geben", sagte er mit sonderbarer Betonung, und als er aller Augen erstaunt und wißbegierig auf sich gerichtet sah, fuhr er fort: "Es steht nämlich fest, daß Zellaktivatoren, deren Tätigkeit sich ja auch zum großen Teil auf hyperenergetischer Ebene abspielt, ein Strahlungsfeld erzeugen, in dem die gefährliche Komponente des Medaillon-Spektrums völlig aufgesogen wird."

Er sah sich um und gab seinen Worten Zeit zu wirken. Dann schloß er mit traurigem Lächeln:

"Das heißt, meine Herren, daß ausgerechnet wir der allgemeinen Lieblosigkeit nicht zum Opfer fallen werden. In einer Welt der Gefühllosigkeit werden die Aktivatorträger die einzigen sein, die noch so empfinden wie

normale Menschen. Leider bin ich mir noch nicht ganz im klaren, ob ich mich darüber freuen oder ob ich vor dieser Aussicht erschrecken soll."

*

Es war einer der wenigen Abende, die Perry Rhodan an jenem Ort verbrachte, den er sein Heim nannte: ein geräumiges Appartement an der Peripherie des Kerns von Imperium-Alpha gelegen, oberirdisch und mit einer Reihe großer Fenster ausgestattet, die auf die mächtige Stadt hinausblickten.

Medaillons roter Schimmer lagerte noch über der Erde, obwohl der riesige Glutball der Sonne längst hinter dem Horizont verschwunden war. Rhodan ruhte bequem in einem Gliedersessel, den er in die Nähe des Fensters hatte gleiten lassen. Gedankenverloren starrte er hinaus in die purpurrote Dämmerung. Da erklang hinter ihm, aus dem Halbdunkel des Raumes, die Stimme einer Frau, in der Zärtlichkeit ebenso mitschwang wie verhaltene Sorge.

"Hat das fürchterliche... Ding schon einen Namen? Weiß man schon, wie man sich darauf beziehen muß, wenn man darüber spricht?"

Ein knappes Lächeln huschte über Rhodans Gesicht.

Er antwortete, ohne dabei den Kopf zu wenden:

"Da kennst du Geoffry schlecht, wenn du meinst, er setzte uns über ein Phänomen in Kenntnis, ohne auch gleich einen Namen dafür parat zu haben."

"Nun, wie nennt er es?" wollte Orana wissen.

"Aphilie", lautete die Antwort, "der Mangel an Liebe. Nicht triebhafter Liebe, sondern Nächstenliebe."

"Aphilie", wiederholte Orana fast flüsternd. "Wie harmlos das klingt, und doch ist es drauf und dran, die Menschheit zu zerstören."

"Vielleicht sehen wir die Sache zu schwarz", versuchte Rhodan sie zu trösten. "Auch Wesen, die nur logisch denken, können überleben."

"Überleben schon", gab Orana zu, "aber was wird das für eine Welt sein! Stell dir vor: Die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind ist ein Naturinstinkt. Sie entspringt dem Trieb zur Erhaltung der Art. Mütter werden also fortfahren, sich um ihre Kinder zu sorgen, sie zu schützen und ihnen ein Heim zu bieten. Was aber werden sie empfinden, wenn ihre Liebe nicht erwidert wird? Denn die Liebe des Kindes zu seiner Mutter entspringt keinem Urinstinkt."

"Die Mutter wird sich nichts daraus machen, denn auch ihr ist mittlerweile alle Emotion fremd", widersprach Rhodan.

Gänzlich unbeeindruckt von diesem logischen Einwand fuhr Orana mit wachsendem Eifer fort:

"Wenn du mit anderen zusammen am Mittagstisch sitzt und deinem Nebenmann bei der Auswahl einer Scheibe Roastbeef den Vortritt läßt, aus welchem Motiv heraus handelst du da?"

"Ich weiß nicht", antwortete er erheitert "Gute Erziehung?"

"Auch das. Aber ich wette, in den meisten Fällen macht es dir sogar Spaß, dem andern den Vortritt zu lassen. Ist das nur ein Resultat der guten Erziehung? Oder spricht hier nicht wirklich der gute Mensch aus dir? Der Mensch, meine ich, der Nächstenliebe empfindet?"

"Worauf willst du hinaus? Daß sie sich in Zukunft an den Mittagstischen um die Roastbeef-Platte streiten werden?"

"Natürlich! Und nicht nur das! Die zahllosen Kleinigkeiten, die heutzutage das Leben erleichtern ... sie werden alle wegfallen. Der Mann, der aus eigenem Antrieb einem ändern hilft, eine schwere Last zu tragen. Die Frau, die beim Besteigen des Rohrbahnzuges einem gebrechlichen Menschen den Vortritt läßt. Das Kind, das einem andern ein Stück Süßigkeit schenkt. Und so weiter... und so weiter. Und weißt du was?"

"Was...?"

"Es wird Mord und Totschlag geben! Um die Hilfe beim Lasten tragen. Um den Vortritt beim Einsteigen in den Rohrbahnzug. Um das Stück Süßigkeit. Und ihr werdet Gesetze machen müssen, die selbst die lächerlichste Kleinigkeit regeln. All die Dinge, die die Menschen auf Grund ihrer Nächstenliebe jetzt noch ohne Aufsicht und ohne Aufforderung tun, werden von den Gesetzen geregelt werden müssen, wenn nicht auf der Erde das absolute Chaos entstehen soll. Ihr werdet Gesetze machen müssen, wie lang Hundeleinen sein dürfen, wann Hunde ausgeführt werden und wie laut sie bellen dürfen. Wie viel Taschengeld Eltern ihren Kindern geben und wie viel Arbeit die Kinder im Haushalt leisten müssen. Wer als erster in die Rohrbahn einsteigen darf und wie viel Platz man auf einer Sitzbank beanspruchen kann. Gesetze, wie oft und wie gründlich man sich waschen muß, um dem Nachbarn nicht durch unangenehmen Körpergeruch auf die Nerven zu fallen, und Gesetze, wie viel Deodorierflüssigkeit man in einer öffentlichen Bedürfnisanstalt verwenden darf, damit der Staat oder die Stadt die Behälter nicht alle fünf Minuten neu auffüllen muß ..."

Sie lachte bitter auf, und dann sagte sie noch:

"Und wenn ihr alle Gesetze gemacht habt, dann werdet ihr feststellen, daß ihr trotz all eurer Roboter nicht in der Lage seid, die Einhaltung der Gesetze auch zu überwachen. Und an irgendeiner Stelle wird das Chaos schließlich doch über die Mauer eurer Gesetze kriechen und sich unter den Menschen breit machen."

Perry Rhodan saß still vor dem Fenster und starrte in die aufsteigende Nacht hinaus. Und tief in seinem Herzen regte sich die Furcht, daß Orana mit ihren Ängsten womöglich recht haben könne.

*

"Es gibt deutliche Anzeichen dafür, daß die Regierung begonnen hat, auf unsere Tätigkeit aufmerksam zu werden", sagte die sachliche Stimme aus dem finsternen Hintergrund des Saales. "Wir müssen daher damit rechnen, daß in Kürze Aktionen gegen uns stattfinden werden."

Sie hatten sich wieder versammelt, wie vor wenigen Tagen, auf den Ruf des Bruder-eins hin, in demselben halbdunklen Saal, in dem sie sich immer trafen und von dem sie nicht wußten, wo er sich befand. Und wie immer bei solchen Gelegenheiten gab es auch diesmal nur einen einzigen Redner: den Bruder-eins, der sich dort hinten irgendwo in der undurchdringlichen Finsternis befand und den niemand sehen konnte.

"Wir brauchen uns wegen dieser Aktionen nicht zu sorgen", fuhr er fort. "Die Regierung weiß nicht, an welcher Stelle sie zu suchen hat. Außerdem verfügen wir über Beziehungen, die uns über die Pläne der Regierung rechtzeitig informieren werden. Trotzdem aber rückt durch diese Entwicklung der Tag, an dem wir die Macht ergreifen, noch näher. Es gilt, daß wir von jetzt an in jeder Sekunde bereit sind zuzuschlagen. Der Befehl dazu wird von mir ausgehen. Ihr kennt den Kode, und ich muß darauf bestehen, daß im entscheidenden Augenblick jeder genau so handelt, wie es in unserem Plan vorgesehen ist."

Er schwieg und ließ seine Worte in ihre Bewußtseine einsinken. Dann fuhr er fort:

"Eine organisatorische Änderung ist notwendig. Bruder-fünfzehn hat andere Funktionen übernommen und kann daher das vierte Regiment in der Hauptstadt nicht mehr befehligen. Deshalb wird Bruder-einundzwanzig auf diesem Posten eingesetzt."

Sie nahmen es schweigend zur Kenntnis. Es kümmerte niemand, was aus Bruder-fünfzehn geworden war.

"Unter uns", begann Bruder-eins von neuem, "gibt es Wissenschaftler, auch Biologen und Anthropologen. Ich habe sie befragt und die Antwort bekommen, die ich eigentlich erwartete. Das, was uns von den dekadenten Menschen rings um uns trennt, ist mehr als eine vorübergehende Laune der Natur. Es ist nicht nur eine Modifikation, sondern eine echte, vererbare Mutation. In uns, Brüder und Schwestern, entsteht eine neue Art: der vernünftige Mensch. Die Anthropologen haben dieser unserer neuen Art einen wissenschaftlichen Namen gegeben. Wir sind dem dekadenten Menschen überlegen. Wir sind die neue höchstentwickelte Art des Kosmos. Der Name bringt unsere Überlegenheit zum Ausdruck: Homo sapientior."

Und merkwürdig: da war plötzlich ein Raunen in dem halbdunklen Raum. Die Brüder und Schwestern hatten sich zu rühren begonnen. Nicht tosender Beifall war es, der dem Redner dankte, sondern dumpfes Gemurmel. Die Maskierten empfanden keinerlei Hochstimmung. Sie waren nicht stolz auf den neuen Rang, den die Anthropologen ihnen zugewilligt hatten, und sie empfanden keine Verachtung für die "armen Dekadenten", die das Licht der reinen Vernunft noch nicht gesehen hatten. Denn sie kannten keine Gefühle: weder Stolz, noch Verachtung - weder Liebe, noch Haß. Nur eines empfanden sie.

Ihre Überlegenheit über die Dekadenten war ihnen soeben von Amts wegen bestätigt worden. Nichts konnte sie mehr aufhalten.

Der Anschlag

An diesem Tag empfand Vater Ironside kein Verlangen, das Heim der Brüder des Hl. Franziskus zu verlassen. Die Gedanken, die seinen Verstand bewegten, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

Er brauchte Antworten auf Fragen, die er sich noch niemals zuvor in seinem Leben hatte zu stellen brauchen. Er begann zu lesen. Das Heim verfügte über eine umfangreiche Bibliothek, in winzigen Abbildern in einem holographischen Archiv gespeichert.

Die Technologie hatte auch vor den Türen der Mönche nicht haltgemacht. Die Mission der Franziskaner in Terrania-City war nur eine kleine, unbedeutende Einrichtung, und dennoch waren in ihrer Bibliothek mehr Informationen vereinigt als in den Büchereien des Vatikans vor fünfzehnhundert Jahren - und das auf einem Raum, der kaum größer war als ein geräumiges Zimmer.

Vater Ironside verbrachte den größten Teil des Tages an einem Sichtgerät, von dem aus er die Texte, die er zu lesen gedachte, aus der Bibliothek abrufen konnte. Die Stunden flossen dahin. Ironside las die einfachen Sätze, in denen die Weisheit der Alten zum Ausdruck kam, ebenso wie die komplizierten Wortgebilde, deren sich die modernen Forscher bedienten.

Er setzte keine Wertmaßstäbe. Er las alles, was ihm im Zusammenhang mit seinen Fragen wichtig zu sein schien, und allmählich spürte er, wie die Beklemmung sich legte, in der er sich die ganze Nacht und den größten Teil des Tages über befunden hatte.

Ihm war eine Antwort zuteil geworden. Seine Zweifel waren beseitigt. Der, in dessen Dienst er stand, hatte ihn an seiner Weisheit teilnehmen lassen und ihm die Augen geöffnet. In gelöster Stimmung empfing Ironside den Bruder Serafino, der sich den ganzen Tag über in rührender Sorge um sein leibliches Wohl gekümmert hatte.

"Es ist Zeit zum Abendessen", mahnte Serafino.

"Du hast mich heute schon so vollgestopft", beschwerte sich Ironside gut gelaunt, "daß ich nicht weiß, wo ich ein Abendessen noch hinpacken soll. Aber ich mache dir ein Angebot: wir essen zusammen, dann entwickle ich mehr Appetit!"

"Oh, das wird leider nicht gehen", klagte Serafino. "Draußen steht nämlich einer und möchte dich sprechen. Er sieht genauso verloren aus wie der, der vor zwei Tagen hier war, und wahrscheinlich wird er dich ziemlich lange in Anspruch nehmen."

Ironsides Interesse war sofort wach.

"Wo ist der Mann? Bitte, schick ihn herein, Bruder!"

Serafino ging. Kurze Zeit später erschien unter der offenen Tür ein junger Mensch, breitschultrig und hochgewachsen, in eine blaugraue Montur gekleidet, die ihm nicht sonderlich gut zu Gesicht stand. Serafino hatte recht: er schaute ebenso trostlos drein wie zwei Tage zuvor Silas Pranthier. Aber gleichzeitig war da etwas in seinen Augen, das Vater Ironside sich nicht zu erklären vermochte.

"Wer schickt dich zu mir, mein Sohn?" fragte er freundlich.

"Niemand", lautete die nicht eben freundliche Antwort. "Ich habe deine Adresse erfahren und bin gekommen, um mir Rat zu holen."

"Wer sagte dir meine Anschrift?"

"Silas Pranthier."

"Ah! Du weißt, wo er sich aufhält?"

"Ich wußte es gestern, jetzt nicht mehr."

"Was ist aus ihm geworden?"

"Er hat Angst und hält sich verborgen. Er meint, die Vereinigung sei hinter ihm her, weil sie erfahren hat, daß er mit dir sprach."

Mit Gesten hatte Ironside den fremden Besucher inzwischen aufgefordert, Platz zu nehmen.

"Ich höre aus deinen Worten, daß auch du der Vereinigung angehörst."

"Das ist richtig. Pranthier und ich, wir haben schon immer dieselbe Art von Zweifel empfunden, ob das, was wir tun, auch wirklich recht ist. Ich habe von Pranthier gehört, daß du ihm Mut zugeredet hast. Vielleicht kannst du dasselbe bei mir erreichen."

Vater Ironside nickte gütig.

"Wir wollen es wenigstens versuchen, mein Sohn. Erlaube mir nur, daß ich zuvor dieses Ding hier abstelle ..."

Er saß unmittelbar neben dem Bildgerät, das er bislang noch nicht abgeschaltet hatte. Es war mit einer Kühlanlage ausgestattet, die zwar recht geräuscharm arbeitete, mit ihrem ständigen Summen jedoch in einer Unterhaltung störend wirkte. Ironside stand auf und verbrachte geraume Zeit mit der Suche nach dem entsprechenden Schalter. Er probierte einige Schaltknöpfe aus, bevor er schließlich den richtigen fand.

Es war diese Beschäftigung, die ihm letztlich das Leben rettete.

Er stand hinter das Sichtgerät gebückt, als ein greller Blitz ihn blendete. Krachender Donner schlug über ihm zusammen. Etwas ungeheuer Massives traf ihn gegen den Leib und riß ihn mit sich. Er stieß einen gellenden Schrei aus, dann verließen ihn die Sinne.

*

Anfangs hatte er Mühe, das Gesicht zu erkennen, das sich über ihn beugte. Er hatte dem Mann schon gegenübergesessen, aber damals war seine Miene hinter einer Maske verborgen gewesen. Dieses Gesicht kannte er nur aus den Nachrichtenmagazinen.

"Danton ...", murmelte er. "Was ist geschehen?"

"Wie fühlen Sie sich?" antwortete der Exec-3 mit einer Gegenfrage.

"Matt, aber schmerzlos", diagnostizierte Vater Ironside das eigene Befinden.

"Die Explosion hat Sie ziemlich kräftig durch die Mangel gedreht", erläuterte Danton. "Die Bombe war darauf abgestimmt, das ganze Zimmer zu verwüsten. Das hat sie auch getan. Sie aber verdanken Ihr Leben dem Sichtgerät, hinter dem Sie gerade gestanden haben müssen, als die Explosion stattfand."

Ironside erinnerte sich.

"Ja, so war es. Ich wollte das Gebläse ausschalten, aber ..."

Plötzlich kam ihm ein fürchterlicher Gedanke.

"Der junge Mann!" stieß er hervor. "Was ist aus ihm ..."

"Er war die Bombe", fiel ihm Roi Danton ins Wort.

Sprachlos starrte Ironside seinen Besucher an.

"Ein Roboter", erklärte Danton. "Auf Sie angesetzt, damit Sie den Söhnen der reinen Vernunft nicht weiterhin an den Plänen herumfuschen konnten."

"Also ist man Pranthier doch auf die Spur gekommen!" ächzte Ironside.

"Scheint so. Wir haben noch immer keinen Hinweis über seinen derzeitigen Aufenthalt."

Ironside sah sich um. Er befand sich in einem behaglich eingerichteten, hellen Raum. Er ruhte auf einer bequemen Liege, und auf einem kleinen Tisch, den er bequem mit der rechten Hand erreichen konnte, standen neben sorgfältig ausgesuchten Erfrischungen auch zwei mit Bildschirmen versehene Kommunikationsgeräte.

"Ein Hospital, nicht wahr?" erkundigte er sich.

"Krankenstation zwölf in Imperium-Alpha", antwortete Roi Danton. "Man darf Sie nicht mehr aus den Augen lassen."

"Wann ... werde ich ..."

"... wiederhergestellt sein?" vollendete Danton die Frage lächelnd. "Oh, die Ärzte behaupten, sie hätten noch nie eine solche Pferdenatur zu Gesicht bekommen. Sie haben sich ein paar Rippen gebrochen und sich hier und da eine Quetschung oder Prellung zugezogen. Heute Abend, nehme ich an, wird man Sie wieder entlassen. In Ihre Wohnung dürfen Sie allerdings nicht zurückkehren."

"Was ist aus Serafino geworden? Hat er ..."

"Er kam mit dem Schrecken davon. Er wartet übrigens draußen und möchte Sie unbedingt sehen." Danton lachte gutmütig. "Wahrscheinlich traut er meinen Auskünften nicht."

"Oh, bitte ... schicken Sie ihn herein!" bat Ironside.

"Wie? Über den Vorgang des Attentats wollen Sie gar nichts wissen?" fragte Danton erstaunt.

"Nicht unbedingt jetzt, mein guter Freund", lächelte Ironside.
"Es gibt Dinge, die wichtiger sind. Im übrigen: sind Ihre Ermittlungen denn schon abgeschlossen?"
"Ganz allerdings nicht", bekannte Danton. "Also schön: ich rufe Bruder Serafino herein. Wir beide können uns dann ja später noch unterhalten."
Er ging hinaus. Vater Ironside richtete sich erwartungsvoll auf der Liege in die Höhe. Nach wenigen Minuten kehrte Roi Danton zurück. Sein Gesicht drückte Staunen aus.
"Ich kann ihn nirgendwo finden", sagte er. "Jemand behauptet, er sei dringend abberufen worden. Aber wohin, weiß man nicht."
Ironside sank wieder in die Polster zurück.
"Er wird schon wiederkommen", meinte er freundlich.

*

Auf diese Weise erfuhr Vater Ironside, bevor er Bruder Serafino zu sehen bekam, über die Einzelheiten des Attentats, das er wie durch ein Wunder überlebt hatte.

Den Roboter hatte die Explosion der chemischen Sprengladung, die in seinem Leib untergebracht war, in Fetzen zerrissen. Aber die Experten des Amtes für innere Ordnung hatten es trotzdem verstanden, einige der wichtigsten Teile so wieder zusammenzufügen, daß sie daraus auf den Aufbau und die Struktur des Maschinenwesens schließen konnten.

Da gab es allerdings eine böse Überraschung: Der Roboter war einer des neuesten Typs gewesen, einer Neuentwicklung, die man noch bis vor wenigen Wochen geheimgehalten hatte. Es handelte sich dabei um Geschöpfe, die im allerhöchsten Grad menschenähnlich waren und über ein derart gewaltiges Speichervermögen verfügten, daß sie auf einer Vielzahl verschiedener Wissensgebiete als geschult zu gelten vermochten.

Die Neuentwicklung war auf Veranlassung des Amtes für innere Sicherheit betrieben worden. Galbraith Deighton hatte geplant, den neuen Robotertyp in Massen einzusetzen und durch sein Wohlverhalten den verwirrten Mitmenschen sozusagen ein Beispiel zu geben. Die Produktion war auf eine halbe Milliarde Roboter angesetzt worden. Wenn man diese, so rechnete Deighton, geschickt verteilte, dann würden sie es womöglich verstehen, in ihrem Kreis über ihre "Mitmenschen" einen solchen Einfluß zu gewinnen, daß der erschreckende Anstieg der Trivialkriminalität gebremst werden konnte.

Einer dieser Roboter war von den Söhnen der reinen Vernunft offensichtlich entwendet worden. Man hatte seine Grundprogrammierung so geändert, daß er nicht mehr verpflichtet war, den Asimovschen Gesetzen bedingungslos zu gehorchen.

Das bedeutete, daß es diesem Roboter möglich war, andere Menschen, ohne durch deren schuldhaftes Verhalten herausgefordert worden zu sein, in Gefahr bringen, ja sogar töten konnte. Sodann hatte man in seinem Leib die Bombe installiert und ihn auf Vater Ironside angesetzt. Der Roboter war vom Produktionsprozeß her mit einem schwachen Schirmfeld versehen, das verhinderte, daß die von der elektronisch-positronischen Apparatur in seinem Innern herrührende Streustrahlung nach außen gelangen konnte. Gerade diese Streustrahlung aber war es, anhand deren man - mit den geeigneten Spürgeräten - bisher verkappte Roboter von echten Menschen hatte unterscheiden können. Das Gebäude, in dem Vater Ironside seine Wohnung hatte, war von Galbraith Deightons Spezialisten ständig überwacht worden. Aber den jungen Mann, der da des Abends den Vater zu sehen wünschte, hatte man anstandslos passieren lassen, da an ihm nichts Verdächtiges festzustellen war.

Ironside hörte sich diesen Bericht nachdenklich an. Als Danton jedoch geendet hatte, sagte er:

"Das heißt also, daß sie Silas Pranthier noch nicht gefunden haben, nicht wahr?"

"So sieht es aus", pflichtete Danton ihm bei. "Denn wenn sie Pranthier hätten, dann brauchten sie nicht zu fürchten, daß er weitere Informationen an Sie herausgibt. Das heißt: Sie wären für die Vereinigung nicht weiter gefährlich."

Vater Ironside seufzte.

"Ich wüßte für mein Leben gern, was aus Pranthier geworden ist."

*

Gegen achtzehn Uhr erschien Bruder Serafino, um seinen Krankenbesuch abzustatten - zu einer Zeit also, da Vater Ironside von Sekunde zu Sekunde darauf wartete, daß einer der Ärzte ihm sagte, er könne das Hospital verlassen. Gesenkten Blicks betrat Serafino das kleine Krankenzimmer, und sein Gruß klang bedrückt.

"Du hast Sorgen, Bruder, nicht wahr?" erkundigte sich Ironside.

"Sorgen nicht, nur Kummer", antwortete der Weißhaarige. "Ich wollte dich schon zuvor besuchen, aber bevor ich dazu kam, wurde ich abgerufen."

"Ich hörte davon. Was gab es?"

Serafino blickte auf. In seinen Augen lag ein Schimmer der Trauer.

"Sie haben Silas Pranthier gefunden."

"Silas Pranthier?" ereiferte sich Vater Ironside. "Wo steckt er? Wie geht es ihm ... und überhaupt: was hast du damit zu tun?"

"Ach, es ist eine traurige Geschichte", jammerte Bruder Serafino. "Ich muß dir leider berichten, daß deine Aussprache mit Pranthier erfolglos war. Er ist in der Sünde gestorben!"

"Er ist tot? In der Sünde? Bruder ... spann mich nicht auf die Folter, ich bitte dich!"

"Er hat Selbstmord begangen!" flüsterte Bruder Serafino.

"Selbstmord...!"

"Als er sich von dir verabschiedete, ging er nur bis zur nächsten Ecke des Korridors. Dort öffnete er die Klappe des Müllschachts und stürzte sich hinein. Er landete auf der Müllhalde tief unter dem Gebäude. Der Sturz wäre an sich nicht tödlich gewesen, denn die Müllhalde ist weich und nachgiebig. Aber erstens geriet er mit dem Schädel tief in den Abfall, und zweitens ist der Haldenraum mit giftigen Gasen gefüllt, die sich aus dem Müll entwickeln. Kurzum: Silas Pranthier ist erstickt!"

Vater Ironside saß auf seinem Lager. Noch nie zuvor hatte ihn Bruder Serafino derart erregt gesehen.

"Du sagst, es sei Selbstmord gewesen?"

"Ja, ich war zugegen, als die Ärzte ihre Schlüsse zogen. Man rief mich, weil auch wir diesen Müllschacht benutzen, und irgend jemand muß wohl herausgefunden haben, daß dieser Mann zuletzt bei uns war."

"Aber es könnte sein, daß man den Mann in den Müllschacht hineingestoßen hat, nicht wahr?"

Serafino schüttelte traurig den Kopf.

"Nein. Die Ärzte dachten auch daran und suchten nach Zeichen von Gewaltanwendung. Aber es gab keine. Statt dessen fand man Pranthiers Fingerabdrücke an der Klappe zum Müllschacht."

"Und woher weiß man, daß er gleich nach dem Besuch bei uns ... ich meine, er könnte später noch einmal zurückgekommen sein!"

"Er trug eine Uhr. Beim Sturz muß sie irgendwie gegen die Wand des Schachts geschlagen sein und blieb stehen. Sie zeigt auf zwei Minuten vor vier. Er ging kurz vor vier, nicht wahr?"

Ironside nickte.

"Ja, er ging kurz vor vier", sagte er nachdenklich und starrte vor sich hin.

Plötzlich sprang er mit einem Satz von der Liege.

"Rasch, Serafino! Hilf mir, meine Kleider zu finden! Wir müssen fort!"

"Aber wohin ...?" fragte Serafino verwirrt.

"Das wirst du schon sehen. Zuerst müssen wir... aha, hier sind sie schon!"

Er hatte die Tür eines Wandschranks geöffnet und darin seine Kleidung entdeckt. Hastig streifte er die Anstaltmontur von sich ab und zog sich an. Bruder Serafino stand hilflos daneben. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und einer der Ärzte, mit denen Ironside tagsüber zu tun gehabt hatte, trat ein.

"Nanu, wohin denn so eilig?" fragte er verwundert.

Ironside trat auf ihn zu, den Umhang erst halb geschlossen und die Hose beim Bund haltend, damit sie ihm nicht wieder hinabrutschte.

"Sagen Sie, Doktor", begann er beschwörend, "befinden wir uns hier im inneren Sektor von Imperium-Alpha?"

"Gewiß doch. Man legte auf Ihre Sicherheit größten Wert, Vater."

"Gut. Dann kann man von hier aus direkt zum Büro des Großadministrators gelangen?"
"Nun, ganz so einfach ist es nicht", antwortete der Doktor amüsiert über soviel Naivität. "Man muß zuerst ..."
Da legte ihm Ironside die Hand auf den Arm.
"Bitte, Doktor, verschaffen Sie mir Zutritt zu Rhodan. Oder meinetwegen zu Danton. Die Sache ist mehr als wichtig! Ich muß einen der beiden im Laufe der nächsten zehn Minuten sprechen ... oder es geschieht eine Katastrophe!"
Die echte Angst, die aus Ironsides Worten sprach, brachte den Arzt auf Trab.
"Ich bin auch nur ein kleines Rädchen im großen Getriebe", murmelte er, "aber ich will versuchen, was ich tun kann."

*

"Ich halte das Attentat auf Vater Ironside für ein höchst bedenkliches Ereignis", erklärte Rhodan mit fester Stimme. "Nicht allein, daß es überhaupt stattgefunden hat, sondern besonders wegen der Mittel, die dabei eingesetzt wurden."

"Du meinst den Simbot?" erkundigte sich Danton.

Simbot war eine Zusammensetzung aus Simulation und Robot, die Bezeichnung für den neuen Robotertyp.

"Genau - ich meine den Simbot! Der neue Typ wird in Fabrikationsstätten hergestellt, die hermetisch von der Umwelt abgeriegelt sind und Tag und Nacht kontrolliert werden. Galbraiths ganzes Konzept wäre zum Teufel, wenn die Menschheit jetzt schon von der Existenz der Simbots erführe. Und aus dieser Abgeschlossenheit wird, ohne daß jemand etwas davon merkt, einer der Prototypen kurzerhand entführt! Wie kann so etwas geschehen?"

Die Frage war an Galbraith Deighton gerichtet.

"Das fragliche Exemplar stammt aus dem Karakorum-Werk", antwortete der Sicherheitschef. "Sein Abhandenkommen wurde deswegen nicht bemerkt, weil er anscheinend auf ganz legale Weise aus dem Werk herausgenommen wurde."

"Wie!" fuhr Reginald Bull auf. "Jemand spazierte einfach hinein, nahm den Simbot bei der Hand und verschwand wieder?"

"Ob es sich genau so abgespielt hat, weiß ich nicht", antwortete Deighton ungerührt, "aber es könnte so gewesen sein."

"Aber es gibt nur einen ganz eng begrenzten Personenkreis, der zu solchen Werken Zutritt hat!" ereiferte sich Roi Danton. "Weiß man denn im Karakorum-Werk nicht, wer den Simbot entführte?"

Deighton schüttelte den Kopf.

"Von einer gewissen Klassifizierung an aufwärts sind die Besucher des Werkes nicht mehr verpflichtet, sich bei der Aufsicht zu melden. Wir sind eben dabei, die Speicher der stationären Wachroboter abzufragen.

Es ist möglich, daß einer der Wächter den Unbekannten gesehen und sein Bild aufgezeichnet hat. Aber ..."

Er wurde unterbrochen. Der Interkom summte. Rhodan nahm das Gespräch entgegen.

"Eine Meldung des städtischen Ordnungsamts, Sir", sagte der Mann am ändern Ende der Leitung. "Silas Pranthier, der seit drei Tagen vermißt wird, wurde gefunden. Tot."

Im selben Augenblick ging die Tür auf. Eine Ordonnanz mit hochrotem Kopf und zornig funkelnden Augen kam hereingeschossen.

"Sir!" rief der Mann mit keuchender Stimme. "Draußen stehen zwei Gesellen, die es darauf abgesehen haben, mich um den Verstand zu bringen. Der eine besteht darauf..."

Er wurde beiseite geschoben. Eine breitschultrige, in einen schwarzen Talar gekleidete Gestalt war ihm auf dem Fuße gefolgt.

"Red nicht soviel, Männchen!" brummte der Breitschultrige ungnädig. "Jedes Wort ist vergeudete Zeit."

"Vater Ironside!" rief Roi Danton überrascht aus.

"Derselbe, Sir", antwortete der Schwarzgekleidete und verneigte sich leicht. "Ich bitte um Verzeihung für mein ungestümes Eindringen, aber die Angelegenheit, in der ich komme, duldet keinen Aufschub."

Er sprach mit der Selbstsicherheit eines Mannes, der sich der Wichtigkeit seines Auftrages bewußt ist. Die Ordonnanz zog sich ein wenig verdattert zurück, und als letzter betrat Bruder Serafino schüchtern den Raum. Auf dem Interkom-Bildschirm wartete der Mann noch immer darauf, daß Rhodan Zeit fände, sich weiter mit ihm zu beschäftigen. Aber davon war vorerst keine Rede. Reginald Bull trat herzu und schaltete das Gerät kurzerhand aus.

"Sprechen Sie, Vater!" forderte Rhodan Ironside auf.

"Ich habe soeben erfahren, Sir, daß Silas Pranthier, nach dem wir seit ein paar Tagen suchen, in demselben Haus, in dem auch ich wohne, tot gefunden worden ist. Er hat Selbstmord begangen - und zwar unmittelbar, nachdem er sich von mir verabschiedet hatte."

Er blickte die Männer der Reihe nach an. Ein verräterisches Funkeln in Rhodans Augen bewies, daß er bereits verstanden hatte, was sich hinter Ironsides Feststellung verbarg. Auch Reginald Bull schien den Zusammenhang erkannt zu haben. Deighton und Roi Danton jedoch erwiderten Ironsides Blick ein wenig erstaunt.

"Das heißt", fuhr der Vater fort, "daß die Söhne der reinen Vernunft auf keinen Fall von Pranthier selbst erfahren haben können, daß er mich aufsuchte, um eine Beichte abzulegen. Pranthier kann es ihnen nicht verraten haben, denn wenige Minuten, nachdem er mich verlassen hatte, war er schon tot. Die Verzweiflung hatte ihn dazu getrieben, seinem Leben selbst ein Ende zu machen."

Er legte eine kurze Pause ein, und nun sah er, daß auch Danton und der Sicherheitschef die entsetzliche Schlußfolgerung, die sich aus seiner Beobachtung ergab, erkannt hatten.

"Ich weiß nicht, meine Herren", setzte er von neuem an, und diesmal klang seine Stimme zornig und bitter zugleich, "welche Informationen aus diesem illustren Kreis hinaus an die Öffentlichkeit gelangt sind. Aber von meiner Begegnung mit Silas Pranthier können die Söhne der reinen Vernunft nur auf dem Weg über Sie erfahren haben!"

Die Anschuldigung stand mitten im Raum. Es war, als habe ein elektrisches Fluidum plötzlich den Raum bis in den hintersten Winkel erfüllt. Niemand sprach. Roi Danton hatte den Kopf gesenkt, als fühle er sich für das Attentat verantwortlich. Galbraith Deighton startete geradeaus vor sich hin, in tiefes Nachdenken versunken. Reginald Bull hatte sich abgewandt und die Hände fast bis zu den Ellbogen in die Taschen gerammt. Nur Rhodan zeigte sich äußerlich ungerührt. Er musterte Vater Ironside, als müsse er sich erst entscheiden, ob er dessen Worte ernst nehmen sollte oder nicht.

"Das ist seltsam", sagte er nach einer geraumen Weile. "Erst gelangen wir zu der Erkenntnis, daß es einer aus den oberen Rangstufen der Administration gewesen sein muß, der den Simbot aus dem Karakorum-Werk entführt hat. Und jetzt wird uns klargemacht, daß die Information über Silas Pranthier und Vater Ironside ausgerechnet aus diesem Kreis nach draußen gelangt sein muß! Wer findet dafür eine Erklärung ...?"

Sein Blick fiel zuerst auf Galbraith Deighton. Da sah er, wie der Halbmutant plötzlich zusammenzuckte und seine Augen sich in ungläubigem Schreck weiteten. Im selben Augenblick erklang hinter ihm eine eigentümlich harte Stimme - eine bekannte Stimme, die er noch nie in diesem Tonfall hatte sprechen hören.

"Machen wir Schluß mit diesem Theater!" sagte die Stimme. "Es ist der Vernunft unwürdig. Das Signal ist gegeben, und die Revolution wird sich mit unwiderstehlicher Wucht über dieses Land ergießen, bis sie das Licht der reinen Vernunft auch in den hintersten Winkel getragen hat. Der Mann, den ihr sucht... dieser Mann bin ich!"

Mit langsamen, mechanischen Bewegungen drehte Perry Rhodan sich um. Sein Gesicht war steinern. In diesem Augenblick, und nur diese eine Sekunde lang, wirkte der große Mann der Menschheit wie einer, den alle Kraft verlassen hatte. Er musterte den, der vor ihm stand und ihm den Lauf eines mittelschweren Blasters entgegenhielt - den Freund, den Kameraden, der den langen Weg von der Fahrt der STARDUST bis zum heutigen Tag Seite an Seite mit ihm gegangen war.

"Du ...?"

"Ich", antwortete Reginald Bull mit einer Kälte, die jedermann im Raum schauern machte. "Ich bin Bruder-eins!"

Mit fürchterlicher Präzision wickelte sich die Revolution ab. Reginald Bull hatte noch vor dem kritischen Gespräch erkannt, daß die Bewegung der Söhne der reinen Vernunft sich höchstens noch ein oder zwei Tage lang werde geheim halten lassen. Seine Fachleute hatten ihm übrigens die Information zugespielt, daß die Aphilie rascher voranschreite, als bisher erwartet worden war. Nach den neuesten Hochrechnungen würde es nicht mehr, wie zuerst angenommen, vierzehn, sondern nur noch zwei Monate dauern, bis die Hälfte der Menschheit in den Zustand der reinen Vernunft übergewechselt war. Bereits jetzt war die Vierzig-Prozent-Marke schon fast erreicht.

Nicht aus Furcht oder weil er die Gefahr, die es eigentlich noch gar nicht gab, überschätzte, sondern aus kühler Überlegung heraus hatte Reginald Bull, der Bruder-eins, das Signal gegeben, das die erbarmungslose Maschinerie der Revolution in Bewegung setzte. Mit einer Präzision, wie nur Menschen sie entwickeln können, deren logischer Denkprozeß von jeglicher Emotion unbelastet bleibt, waren die einzelnen Details und Phasen des Aufstands vorgezeichnet. Längst ruhten in den sicheren Verstecken der Verantwortlichen Befehle, von Staatsmarschall Bull selbst unterzeichnet, die im entscheidenden Augenblick Generale und Admirale veranlassen würden, auf Dienstreise zu gehen und ihre Truppen allein zu lassen. Ihre Stellvertreter, zuverlässige Söhne der reinen Vernunft, hatte Reginald Bull ebenfalls bereits bestimmt und ihnen klargemacht, daß ihnen die Aufgabe zufalle, die Truppen ruhig zu halten.

So war es kein Wunder, daß der Revolution nirgendwo ernstzunehmender Widerstand erwuchs. Mehr noch: die Menschen merkten vielerorts nicht einmal, daß überhaupt eine Revolution stattfand. Die Menschheit wurde zum ersten Mal auf den außergewöhnlichen Vorgang aufmerksam, als die Nachrichtenmagazine nicht zur gewohnten Zeit über die Fernsehstationen verbreitet wurden. Ein paar Stunden lang herrschte Ruhe auf allen Bildschirmen. Und als die Empfänger wieder aufleuchteten, da war die Revolution "schon gelaufen".

"Das Amt des Großadministrators ist abgeschafft und der entsprechende Absatz der Verfassung gestrichen worden!" war die erste Neuigkeit, die die staunende Menschheit erfuhr.

Kein Wort über den, der das Amt innehatte. Was war aus Perry Rhodan geworden? Die Nachrichten schwiegen sich darüber aus. Erst eine Stunde später kamen weitere Andeutungen:

"Erste Untersuchungen ergeben, daß die bisherige Administration von einer Korruption atemberaubenden Ausmaßes beherrscht wurde ..."

Und dann schließlich ließen sie die Katze aus dem Sack:

"Es ist undenkbar, die Verantwortung für das Wohl und Wehe der Menschheit Personen zu überlassen, die von Emotionen beherrscht werden. Nur die reine Vernunft vermag, diese gewaltige Aufgabe zum Nutzen der Menschen zu versehen und zu bewältigen."

Am Abend des 4. Juli 3540 allgemeiner Zeitrechnung zeigte sich das neue Staatsoberhaupt den Menschen: Staatsmarschall Bull, der von den Bildschirmen herab als erstes verkündete, er habe den Titel Staatsmarschall abgelegt, da es ihn nicht mehr gebe. Als Vorsitzender des Regierungsrates trage er jetzt den Titel "Licht der Vernunft".

Als nächstes erklärte er auch den alten Kalender für abgeschafft.

"Die Anhänglichkeit an die alte Zeitrechnung ist sentimental und daher nutzlos, wenn nicht sogar schädlich", erklärte das Licht der Vernunft mit ernster Stimme, jedoch ohne jegliche Erregung. "Sie ist ebenso unnütz wie die schwärmerische Sehnsucht nach jener Sonne, um die dieser Planet sich bis vor achtzig Jahren bewegt hat. Wir alle müssen beides in uns bekämpfen: die Sehnsucht nach der alten Sonne und die lächerliche, unlogische Anhänglichkeit an eine veraltete Zeitrechnung. Heute ist der siebte Mai des Jahres dreiundneunzig, und von nun an wird ausschließlich nach dem neuen Kalender gerechnet, der in Gang gesetzt wurde, als unser Planet um die neue, vernunftspendende Sonne zu kreisen begann."

Späteren Generationen blieb es vorbehalten, den Lapsus in diesen Worten des Lichtes der Vernunft zu entdecken. "Jede Sonne, um die dieser Planet sich bis vor achtzig Jahren bewegt hat" - das waren Standardjahre, Jahre eben jener alten Zeitrechnung, die Reginald Bull in seinem nächsten Satz verdamnte und für abgeschafft erklärte.

Er sprach lange. Er sprach mit jener gefühllosen Klarheit, in der bereits vierzig Prozent der Menschen ihre eigene Denk- und Empfindungsweise wiedererkannten. Der Rest der Menschheit jedoch staunte. Wo war Bully geblieben, der Wetterer, der kein Blatt vor den Mund nahm, der Eiferer für Gerechtigkeit und die Rechte des kleinen Mannes? Er schien ein anderer geworden zu sein, fast eine Art Maschine.

Erst zum Schluß seiner mehrstündigen Ansprache kam er auf die Dinge zu sprechen, die die noch nicht von der Aphilie befallenen Menschen am meisten bewegte.

"Die Mitglieder der bisherigen Administration sind unter Arrest gestellt worden", verkündete er mit einer Leidenschaftslosigkeit, der niemand anmerken konnte, daß einer der Leute, von denen er sprach, durch nahezu sechzehn Jahrhunderte hindurch sein engster Freund gewesen war. "Es besteht der ernsthafte Verdacht, daß diese dekadente Regierung, die durch die reine Vernunft vom Platz gefegt worden ist, wiederholt gegen die Interessen des Volkes verstoßen hat. Die Leitsätze dieser Regierung wurden von Gefühlsduselei und Vorurteilen geprägt. Sollte sich dieser Verdacht bewahrheiten, woran ich in diesem Augenblick nicht zweifeln kann, dann wird der Volksrat sich nicht scheuen, das einzige Urteil zu fällen, das den Verbrechen dieser Verblendeten gerecht wird, nämlich sie vom Leben zum Tode zu befördern."

*

Es stellte sich bald heraus, daß das Licht der Vernunft diese letzte Bemerkung besser unterlassen hätte. Er und seine Computer hatten die Einstellung des noch nicht von der Aphilie ergriffenen Teiles der Menschheit falsch eingeschätzt. Es hatte, besonders in den ersten Jahren nach der unseligen Flucht aus dem heimatlichen Sonnensystem, viele Stimmen gegeben, die Perry Rhodan verfluchten und ihn für das Mißgeschick der Menschheit verantwortlich machten. Aber jene Jahre der Unzufriedenheit waren vorbei, und unter denen, die die Fähigkeit, Nächstenliebe und Gefühle zu empfinden, noch nicht verloren hatten, gab es keinerlei Verständnis für die Idee, daß Rhodan und seine Mitarbeiter sterben sollten.

Schon wenige Stunden nach Reginald Bulls Fernsehansprache machte sich auf der Erde die Unruhe breit. Von den Sicherheitsorganen der neuen Regierung, die zwar erst vor wenigen Stunden ihre Arbeit angetreten hatten, aber voll und ganz Herren der Lage waren, wurden Bürgerzusammenrottungen, Demonstrationen und Protestversammlungen gemeldet.

In Terrania-City verbrachte man die Nacht damit, den ständig zahlreicher einlaufenden Meldungen zu lauschen. Am nächsten Morgen war klar, daß die Drohung des Lichtes der Vernunft, Perry Rhodan und seine Anhänger mit dem Tode zu bestrafen, die noch nicht von der Aphilie erfaßte Menschheit so in Aufruhr gebracht hatte, daß der Erfolg der Revolution ernsthaft in Frage gestellt wurde.

Als Mann, der allein den Grundsätzen der Logik folgt, zog Reginald Bull aus dieser Entwicklung die entsprechenden Schlüsse. Gegen Mittag berief er eine Sondersitzung des sogenannten Zehner-Komitees ein, unter dem man sein Kabinett zu verstehen hatte.

"Rhodan darf nicht getötet werden", erklärte Reginald Bull unumwunden, nachdem er die Sondersitzung eröffnet hatte.

Es mochten unter seinen Brüdern doch wohl einige sein, denen diese von der reinen Vernunft ihrem Anführer eingegebene Schlußfolgerung nicht ohne weiteres verständlich war. Denn es erhoben sich einige Blicke und richteten sich fragend auf den Bruder-eins.

"Die Unruhe draußen im Land ist zu groß", konstatierte Bull. "Wir dürfen nicht vergessen, daß noch immer mehr als die Hälfte der Menschheit in ihrer dekadenten, gefühlsbetonten Denkwelt verharret. Mit diesen Leuten muß man Geduld haben. Eines Tages werden auch sie zu uns finden, aber vorerst sind sie nicht damit einverstanden, daß wir ihr Idol an den Galgen hängen."

Das sahen sie ein. Der Erfolg der Revolution durfte keinem Risiko ausgesetzt werden. Aber auf irgendeine Weise mußte Rhodan doch beseitigt werden ... oder nicht? Denn er stellte, solange er sich auf der Erde befand, eine noch viel größere Gefahr da als die Unruhe der noch nicht zur Vernunft bekehrten Bürger.

"Selbstverständlich muß er verschwinden", antwortete das Licht der Vernunft auf entsprechende Fragen. "Ich habe einen Plan entwickelt, der zwei, vielleicht sogar drei Fliegen mit einer Klappe schlägt. Ich muß diesen Plan noch von einem Computer durchrechnen lassen. Sobald mir ein positives Bewertungsergebnis vorliegt, lasse ich euch darüber wissen."

Dabei blieb es. Neugierde kannten die Brüder nicht. Neugierde hielten sie für ein Zeichen der Unreife. Die Versammlung löste sich einfach auf. Das Urteil über Perry Rhodan und seine Freunde war bereits gesprochen.

*

Ihr Gefängnis war nicht unbehaglich. Man hatte sie in einer Reihe von Räumen im mittleren Sektor von Imperium-Alpha untergebracht. Die Räume standen untereinander in Verbindung, aber draußen auf den Gängen patrouillierten Roboter, die so umprogrammiert worden waren, daß sie nur noch den Söhnen der Vernunft gehorchten.

Allmählich begannen die Räume sich zu füllen. Bruder-eins hatte von allem Anfang an sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, schon in den ersten Minuten der Revolution das Kommandozentrum Imperium-Alpha fest in seine Hand zu bekommen. Imperium-Alpha war nicht nur der Hauptnervenknoten des terranischen Kontrollsystems, der riesige Komplex barg außerdem auch die Unterkünfte fast aller derjenigen Personen, von denen Reginald Bull wußte, daß er sie im ersten Augenblick des Aufstands in sicheren Gewahrsam bringen mußte, wenn er den Erfolg der Revolution nicht aufs Spiel setzen wollte.

Dazu gehörten in erster Linie die Mutanten. Sie wurden, als die vier Regimenter der Söhne der reinen Vernunft durch die von Bull vorbereiteten Einfallpunkte in den Kontrollkomplex eindringen, sofort verhaftet. Die besonders gefährlichen unter ihnen, also die Teleporter, Telekineten und solche, die einen hypnotischen Bann auszustrahlen verstanden, wurden unter Drogen gesetzt und befanden sich seitdem in einem Zustand, in dem es ihnen nicht möglich war, ihre Fähigkeiten einzusetzen. Unter starker Robotbedeckung wurden die Gefangenen in die Quartiere gebracht, in denen sich bereits Perry Rhodan, Roi Danton, Galbraith Deighton und Vater Ironside mit Bruder Serafino befanden.

Die Stimmung war gedrückt - nicht so sehr des eigenen Schicksals wegen, sondern weil es keinerlei Klarheit darüber gab, wie es mittlerweile draußen im Land aussah. Die neuen Machthaber waren zwar nicht kleinlich, was die Bequemlichkeit des Gefängnisses anging. Aber eine ständige Versorgung mit Informationen schienen sie nicht für eine der wünschenswerten Hafterleichterungen zu halten. Vater Ironside war in dieser Lage der einzige, der der Zukunft noch mit Zuversicht entgegensah.

"Sie werden uns hier herausholen!" versprach er mit leuchtenden Augen. "Es wird sich zeigen, daß sich die Söhne der reinen Vernunft getäuscht haben! Noch ist der größte Teil der Menschheit nicht von jener entsetzlichen Lieblosigkeit betroffen, die die Revolutionäre in ihrem Wahn für den Ausdruck der reinen Vernunft halten."

Perry Rhodan sah die Lage weniger optimistisch.

"Sie vergessen, daß die Söhne der Vernunft eine starke Organisation besitzen, der die unvorbereitete Menschheit nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hat. Die Söhne gehen mit radikalem Eifer zu Werk, während der Durchschnittsmensch alles andere als der geborene Kämpfer ist und sich in vielen Fällen einfach überrumpeln läßt. Und schließlich hat Reginald Bull seine Privilegien eingesetzt, um der Revolution den Boden zu bereiten und ihr überall einen derart großen Vorsprung zu verschaffen, daß sie nicht mehr eingeholt werden kann."

"Wie? Sie geben auf?" fragte Ironside verblüfft. "Ausgerechnet der Mann, auf den der gesunde Teil der Menschheit seine Hoffnungen setzt?"

Rhodan zuckte mit den Schultern.

"Ich sehe die Lage realistisch", verteidigte er sich. "Ich glaube nicht, daß wir Rettung von draußen zu erwarten haben."

"Aber was bleibt uns dann noch...?"

"Wir müssen versuchen, uns mit der Revolution zu arrangieren. Ich sehe da eine ganz besonders vordringliche Aufgabe."

"Und die wäre ...?"

"Unsern Hals zu retten!"

Es gab mehrere Leute, die der Unterhaltung zugehört hatten. Jetzt drängten sie näher heran und bildeten einen Kreis um die beiden Diskutierenden.

"Sie meinen, man will uns an den Kragen, Sir?" fragte eine besorgte Stimme.

"Das meine ich. Glauben Sie im Ernst, Reginald Bull kann es sich leisten, Rhodan, Danton, Deighton, das Mutantenkorps und mich am Leben zu lassen?"

Da waren sie still. Es hatte in ihren Herzen bislang keinen Zweifel gegeben, daß die Unantastbarkeit Rhodans ihren schützenden Einfluß auch auf sie ausstrahle. Daß man es nicht wagen werde, ihr Leben zu bedrohen.

Jetzt, da Rhodan selbst ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt hatte, hielt die Angst in ihren Herzen Einzug.

*

Ein neuer Tag - eine neue Sitzung des Zehner-Komitees.

"Von verschiedenen Seiten", erklärte Bruder-eins in seiner tonlos sachlichen Stimme, "ist ein gewisser Wunsch an mich herangetragen worden, der beweist, daß einige unter uns den Zustand der vollkommenen logischen Reife noch nicht erreicht haben. Ich will im einzelnen erläutern, warum ich auf einen solchen Wunsch nicht eingehen kann. Fangen wir an: Der Zustand, in dem wir uns gegenwärtig befinden, stellt die höchste Stufe der Entwicklung dar, die der Mensch bis jetzt erreicht hat. Gibt es darüber Zweifel?"

Die Brüder-zwei bis -zehn schüttelten wortlos die Köpfe. Es gab keinen Zweifel.

"Also", fuhr Bruder-eins fort, "ist es unsere vordringlichste Aufgabe, diesen Stand der Entwicklung zu halten, andere Menschen so rasch und so zahlreich wie möglich ebenfalls zu unserem Entwicklungsstand heraufzuziehen und alles in unserer Kraft Stehende zu tun, damit kein Rückschritt eintritt. Ist auch das klar?"

Auch das war klar. Sechs unter den Mitgliedern des Zehner-Komitees hatten noch immer keine Ahnung, worauf Bruder-eins eigentlich hinauswollte. Aber dreien wurde es eigentümlich warm unter der Haut, denn sie waren diejenigen, die den ominösen Wunsch an das Licht der Vernunft herangetragen hatten, und nun bekamen sie die Schelte dafür zu hören.

"Wir wissen aber", fuhr Bruder-eins fort, "daß es ein sicheres Mittel gibt, den Einzug der reinen Vernunft in das Bewußtsein eines Menschen zu verhindern. Warum dieses Mittel gerade in meinem Fall - und zu meinem großen Glück - versagt hat, das ist noch nicht bekannt, aber eines Tages werden wir auch darüber Bescheid wissen. Kennt einer von euch das Mittel?"

"Der Zellaktivator!" antwortete einer der Männer.

"Gewiß!" bestätigte Bruder-eins. "In allen Fällen außer dem meinen hat der Zellaktivator den Einfluß der reinen Vernunft unterdrückt und dazu geführt, daß sein Träger im Zustand der dekadenten Emotionalität verblieb. Wissenschaftler haben erforscht, warum das so sein muß: Der Aktivator erzeugt ein hyperenergetisches Feld, das den befreienden Einfluß der Sonnenstrahlung zunichte macht."

Er legte eine kurze Pause ein, bevor er fortfuhr:

"Nachdem uns allen dieses klar ist, kann ich es nicht verstehen, daß sich Leute an mich wenden, die verlangen, daß man den Gefangenen, die mit Zellaktivatoren ausgestattet sind, diese Geräte abnehmen und sie ihnen aushändigen soll. Derjenige, der ein solches Vorhaben ausführte, käme zwar in den Besitz eines verlängerten Lebens, aber um welchen Preis! Er müßte all die Vorurteile aufgeben, mit denen die befreiende Strahlung der Sonne Medaillon uns versehen hat. Er würde von der Stufe des Homo sapientior hinabsteigen zum Niveau des gefühlsbeladenen, unlogisch denkenden und handelnden Wesens, das die Vorstufe unserer Entwicklung darstellt. Kann ein vernünftiger Mensch so etwas wünschen?"

"Nein!" antworteten die neun Brüder, und am lautesten unter ihnen die drei, die den Wunsch an das Licht der Vernunft herangetragen hatten.

Damit war die Diskussion beendet. Reginald Bull hatte in dem Ansinnen der drei Brüder nichts anderes gesehen als den Wunsch nach ewigem Leben. Das Argument, mit dem er den Wunsch zurückgewiesen hatte, war echt: Er glaubte wirklich, daß der Besitz eines Aktivators - außer in seinem eigenen Falle - sich mit dem Besitz der

reinen Vernunft nicht vereinbaren ließ. Und die reine Vernunft war dem ewigen Leben vorzuziehen, daran glaubte er hoch und heilig.

Was Reginald Bull außer acht ließ, war der Umstand, daß in diesem Fall die Sehnsucht nach verlängertem Leben noch einen anderen Hintergrund hatte. Hier, in diesem Wunsch, kam zum ersten Mal zum Ausdruck, daß fortan die menschlichen Urinstinkte ein dominanter Faktor des Verhaltens sein würden. Die drei Brüder hatten den Zellaktivator nicht deswegen gewollt, weil sie sich nach dem ewigen Leben sehnten, sondern deswegen, weil sie sich vor dem Tod fürchteten.

*

Die Verhandlung gegen "die Gruppe Rhodan" fand am 9. Juli 3540 allgemeiner Zeitrechnung (alter Kalender) statt. Als "Gruppe Rhodan" war eine juristische Person definiert worden, deren Einzelbestandteile Perry Rhodan und seine engsten Mitarbeiter bildeten. Interessant war, daß man Vater Ironside und Bruder Serafino nicht als zur "Gruppe Rhodan" gehörig betrachtete. In ihrer seelenlosen Logik waren die Söhne der reinen Vernunft zu dem nicht unvernünftigen Schluß gekommen, daß die beiden Geistlichen mit Rhodan und seinen Leuten nicht wirklich etwas gemein hatten und daß der Tag schon kommen werde, an dem auch sie der "läuternden" Strahlung der Sonne Medaillon erlagen und damit ebenfalls zu Söhnen der Vernunft wurden.

Rhodan und seinen Leuten wurde mit hochtrabenden Worten mitgeteilt, daß man die juristische Person "Gruppe Rhodan" definiert habe, um das Verfahren gegen sie abzukürzen. Da sie sich ohnehin alle der gleichen Vergehen schuldig gemacht hätten, bestehe kein Anlaß, gegen die einzelnen Mitglieder der Gruppe getrennt zu verhandeln. Die Gruppe bestand inzwischen aus über eintausend Personen. Sie alle gehörten zu Perry Rhodans engem Mitarbeiterkreis. Es gab darunter Aktivatorträger, Mutanten und Halbmutanten, aber auch einfache, ganz normale Menschen. Beeindruckend war, daß bislang auch unter den Personen, die keine Aktivatoren besaßen, noch kein einziger Fall von Aphilie aufgetreten war. In manchen Fällen, wie zum Beispiel dem Haluter Ichō Tolot, bei Lord Zwiebus, dem Steinzeitmenschen, und den Emotionauten, deren psychische Struktur sich von der des Erdenmenschen deutlich unterschied, war das kein Wunder. Von ihnen mußte erwartet werden, daß sie der gefährlichen Strahlungskomponente im Spektrum der Sonne Medaillon standhielten. Für die Widerstandskraft derer, die als typische Erdenbürger zu klassifizieren waren, gab es zunächst noch keine Erklärung. Waringer, mit dem Rhodan dieses Problem diskutierte, war überzeugt, daß auch sie im Laufe der Zeit der Aphilie zum Opfer fallen würden.

Die Verhandlung wurde zur Farce. Die gesamte "Gruppe Rhodan" wurde unter starker Bewachung in einen der Säle gebracht, die früher den Ausschüssen des Völkerrates für ihre Sitzungen gedient hatten. Die Zuschauertribüne war mit Neugierigen besetzt, denn die neue Regierung hatte es nicht gewagt, den Prozeß unter Ausschluß der Öffentlichkeit zu führen. Die Angeklagten hatten zu stehen.

Vorne, vor der Mitte der Stirnwand, thronte der Richter: ein Computer. Die Söhne der Vernunft hatten Mühe und Aufwand nicht gescheut, die Maschine in aller Eile hier installieren zu lassen. Sie war nach den Grundsätzen der reinen Vernunft programmiert.

Die Gefangenen waren kaum vorgeführt, da erhob der Computer seine drohende Stimme:

"Im Namen der Vernunft! Ihr, die Gruppe Rhodan, seid angeklagt, die folgenden Vergehen begangen zu haben: Erstens, die Behinderung der Vernunft auf ihrem Vormarsch durch die Bewußtseine der Menschen. Zweitens, die Vernachlässigung der Interessen des Volkes durch Überlastung der Politik mit dekadenter Emotionalität. Drittens ..."

Es gab vierhundertzwei Anklagepunkte, aber kein einziger davon wurde durch ein Gesetz gedeckt, das zu Rhodans Amtszeit bestanden hatte. Die Söhne der reinen Vernunft hatten in aller Eile diese Gesetze neu geschmiedet und legten sie diesem Verfahren zugrunde, um den Schein zu wahren. Ihr Anliegen war nur zu durchsichtig: Rhodan mußte verschwinden. Dazu war jeder Vorwand recht.

Die Aufzählung der Anklagepunkte nahm knapp zwei Stunden in Anspruch. Danach ließ der Computer zunächst eine kurze Pause eintreten. Sodann erhob er seine mächtige Stimme von neuem.

"Die Summe dieser Vergehen ist todeswürdig. Der Rat der reinen Vernunft ist jedoch gewillt, Gnade walten zu lassen, sofern das wichtigste Mitglied der Gruppe, Rhodan, nach vorne tritt und mit klarer, deutlicher Stimme erklärt, daß er sich, auch im Namen der anderen Mitglieder der Gruppe, dieser Vorgehen für schuldig bekennt und Reue empfindet. Ich warte!"

Perry Rhodan sah sich um. Auf den Gesichtern seiner Freunde sah er nichts als blanken Grimm. Er spürte förmlich die stumme Aufforderung, sich dieser Schmach nicht zu beugen. Er aber lächelte und schüttelte den Kopf. Der Computer meinte es ernst. Der Tod war ihnen allen gewiß, wenn er nicht tat, was von ihm verlangt wurde. Er trug die Verantwortung nicht nur für sein eigenes Leben, sondern auch für das der mehr als eintausend Männer und Frauen, Terraner und Nichtterraner, die mit ihm zusammen die "Gruppe Rhodan" bildeten. Auch für die Mutanten, die unter Drogeneinfluß halb bewußtlos am Boden kauerten, ihrer parapsychischen Fähigkeiten beraubt.

Er straffte die Schultern. Wütendes Gemurmel erklang ringsum, als er sich in Bewegung setzte. Er ließ sich nicht stören. Festen Schrittes ließ er die Gruppe hinter sich. Zehn Meter vor den bunt blinkenden Lichtern des Computers hielt er an und sagte mit weithin hallender Stimme:

"Ich erkläre mich, auch im Namen meiner Freunde, für schuldig im Sinne der Anklage. Ich erkläre ebenso, daß die Gruppe Rhodan Reue empfindet."

Plötzlich lastete lähmendes Schweigen über dem riesigen Saal. Selbst von oben, von der Zuschauertribüne her, war kein Laut zu hören. Aber die Stille dauerte nur wenige Sekunden. Dann erhob der Computer seine Stimme.

"Die Bedingungen sind erfüllt!" dröhnte es durch den Saal. "Die Vernunft läßt Gnade walten. Die Gruppe Rhodan sowie eine weitere Gruppe von Menschen, bei denen wenig Hoffnung besteht, daß sie sich durch das Licht der reinen Vernunft jemals werden erleuchten lassen, werden für immer von der Erde verbannt. Ihr Eigentum fällt dem Rat der Vernunft anheim. Sie verlieren ihre Rechte als Bürger dieses Staates, und es wird ihnen bei Androhung der Todesstrafe verboten, jemals wieder den Fuß auf die Oberfläche des Planeten Erde zu setzen."

Zur Durchführung dieses Beschlusses wird den Verurteilten das soeben fertiggestellte Fernraumschiff SOL zur Verfügung gestellt! Die Verhandlung gegen die Gruppe Rhodan ist hiermit geschlossen."

Die Verbannung

Das also waren die Fliegen, die Reginald Bull mit einer Klappe hatte schlagen wollen! Perry Rhodan und seinen Anhängern widerfuhr kein körperliches Leid. Das beruhigte die aufgeregten Massen, die um ihren einstigen Anführer gefürchtet hatten, weil ihnen die Gnade der reinen Vernunft noch nicht zuteil geworden war. Zweitens wurde die SOL von der Erde entfernt. An dieses Raumschiff nämlich klammerten sich die Hoffnungen jener Unbelehrbaren, die das Heil der Menschheit allein in einer Rückkehr in die heimatische Galaxis sahen. Gab es die SOL nicht mehr, würden diese Schwarmgeister über kurz oder lang endlich zur Ruhe kommen. Denn drittens mußten die von der reinen Vernunft noch nicht Berührten jetzt des Glaubens sein, daß Perry Rhodan nichts Eiligeres zu tun haben würde, als in die heimatische Milchstraße zu eilen, dort die versprengten Überreste der Menschheit zu sammeln und sie zu einem Kreuzzug gegen die neuen Machthaber der Erde zu vereinen. Rhodans Verbannung würde unter den Verblendeten also Hoffnungen wecken, und gerade diese Hoffnungen waren es, die auf der Erde zunächst für Ruhe sorgen würden.

Die Verurteilten, die seit Rhodans düsterer Darstellung der Lage ernsthaft um ihr Leben gefürchtet hatten, wurden durch die Entscheidung des Computers in einen euphorischen Rausch versetzt.

Ihre Gedankengänge bewegten sich eben entlang der Bahnen, mit denen Reginald Bull in seiner kühlen Logik gerechnet hatte: nichts wie ab in Richtung Milchstraße! Auf Gää, im Innern der Dunkelwolke, gab es Milliarden Terraner, die nur zu gerne bereit sein würden, eine Flotte von Fernraumschiffen auszurüsten und die Erde zu befreien. Die kosmologischen Koordinaten der heimatischen Galaxis waren seit Jahrzehnten in den Speichern der SOL verankert. Man konnte sich die Milde der Revolutionsregierung nicht erklären und fragte sich allen Ernstes, ob die Söhne der reinen Vernunft denn wirklich gar so vernünftig seien.

Wiederum war es Rhodan, der den überschäumenden Optimismus seiner Leute dämpfte.

"Ich halte es für völlig widersinnig zu glauben, daß sie uns so leicht davonkommen lassen und damit außerdem noch eine ernste Gefahr für sich heraufbeschwören wollen", sagte er.

Aber mehr konnte er ihnen nicht vorenthalten. Es war ein unbestimmbares, warnendes Gefühl, das ihn davon abhielt, an der Euphorie der anderen teilzuhaben. Und da er weiter nichts zu sagen wußte, hatte seine Warnung kaum einen dämpfenden Einfluß auf die überschäumende Freude der ändern.

Vater Ironside und Bruder Serafino waren unmittelbar nach dem Urteil über die "Gruppe Rhodan" ebenfalls vor den Computerrichter geführt worden. Ihnen hatte die Maschine zugebilligt, daß sie aus Verblendung und "logischer Kurzsichtigkeit" gehandelt hätten.

Es wurde ihnen freigestellt, ob sie sich der Gruppe Rhodan anschließen oder auf der Erde bleiben wollten. Für den Fall, daß sie bleiben wollten, hatten sie zu versichern, daß sie sich dem "Vormarsch der reinen Vernunft" kein zweites Mal mehr in den Weg stellen wollten. Vater Ironside leistete dieses Gelöbnis, ohne mit der Wimper zu zucken, und Bruder Serafino schloß sich ihm an. Danach wurden die Gefangenen einsteilen in ihre Quartiere zurückgebracht, denn auch die beiden Geistlichen sollten erst an dem Tage entlassen werden, an dem die SOL startete.

"Vater", fragte Perry Rhodan, "haben Sie wirklich ein so starkes Verlangen danach, hier zubleiben? Unter lauter Verrückten, die die reine Vernunft entdeckt zu haben glauben, nur weil ihnen die Fähigkeit, Gefühle zu empfinden, abhanden gekommen ist?"

Ironside blickte ihn aus hellen Augen an.

"Selbstverständlich", antwortete er. "Ich gehöre zu den Menschen. Es ist meine Aufgabe, ihnen das Wort näherzubringen."

"Wie viel Aussicht auf Erfolg rechnen Sie sich dabei aus?"

"Danach darf ich nicht fragen. Ich habe gelobt, das Wort zu verkünden, und dieses Gelübde werde ich nicht brechen!"

Die Lichter waren gedämpft. Es ging auf Mitternacht. Da wuchs aus dem Halbschatten eine hohe, breitschultrige Gestalt heran.

"Ich habe keinerlei Gelübde geleistet", sagte sie ernst, "aber auch ich habe vor, auf der Erde zu bleiben!"

"Michael... du?" fragte Rhodan überrascht.

"Ja, ich. Es ist undenkbar, daß wir die Menschen im Stich lassen."

"Aber sie wollen doch im Stich gelassen werden!" hielt Rhodan ihm entgegen. "Sie schicken uns in die Verbannung!"

"Aus dir spricht Bitterkeit, die dir keiner übel nehmen kann ... aber trotzdem ist es Bitterkeit", antwortete Roi Danton. "Es sind die Söhne der reinen Vernunft, allen voran dein alter Freund Reginald Bull, die dich ins Exil schicken. Aber außer den Anbetern der Vernunft gibt es auf der Erde Menschen, die noch so denken wie du und ich. Sie sind begeistert, daß du mit dem Leben davongekommen bist. Sie werden auf deine Rückkehr warten, Monat um Monat, Jahr um Jahr."

Denn sie erwarten, daß du in der Heimatgalaxie eine mächtige Streitmacht ausrüstest und zurückkommst, um dein Erbe zurückzuerobern. Aber glaubst du im Ernst, daß du es schaffen wirst? Bist du nicht ebenso sicher wie ich, daß die Söhne der Vernunft diesem Vorhaben irgendeinen höchst wirksamen Riegel vorgeschoben haben? Und was wird aus der enttäuschten Hoffnung der Menschheit? Wird sie glauben müssen, daß du sie einfach sang- und klanglos im Stich gelassen hast? Wäre es dir nicht lieber, es gäbe auf der Erde einen - auch wenn er im verborgenen operieren muß -, der das Bild der Freiheit im Bewußtsein der Menschen aufrechterhalten kann?"

Perry Rhodan machte eine fahrige Geste.

"All das sind Illusionen", wehrte er sich. "In ein paar Monaten, spätestens in ein paar Jahren werden alle Menschen auf der Erde der Aphilie erlegen sein. Dann kräht kein Hahn mehr nach Perry Rhodan, nach dem, was wir unter Freiheit verstehen."

"Bis auf die wenigen", parierte Roi Danton mit erhobener Stimme, "die gegen die entsetzliche Krankheit immun sind. Die der Rat der Vernunft jagen wird, bis sie nicht mehr weiterkönnen."

"Und wie viele werden das sein?"

"Selbst wenn es nur fünf oder zehn wären ... wie fühlst du dich bei dem Gedanken, sie hilflos ihrem Schicksal zu überlassen? Solange ich mich auf der Erde aufhalte, haben sie noch einen winzigen Rest Hoffnung. Es wird Jahre dauern, bis Reginald Bull sämtliche elektronischen Sicherheitsvorkehrungen auf der Erde so geändert hat, daß sie auf diejenigen, die bislang privilegiert waren, nicht mehr reagieren. In der Zwischenzeit kann ich Vorräte horten, ein Arsenal anlegen, ein sicheres Versteck für die Immunen schaffen."

Er erkannte, daß er sich zu sehr in die Erregung hineingesteigert hatte. Er machte eine kurze Pause, um Luft zu schnappen und den Wirrwarr seiner Gefühle unter Kontrolle zu bringen. Dann sagte er mit völlig veränderter, ruhiger Stimme:

"Ich lasse an meinem Entschluß nichts deuteln. Ich bleibe auf der Erde!"

"Und wie willst du das bewerkstelligen?" fragte Rhodan.

"Ich denke darüber nach", antwortete Danton. "Es wird mir schon noch etwas einfallen."

"Es wäre einfach", meldete sich da Vater Ironside plötzlich wieder zu Wort, "wenn es an Bord der SOL flugtaugliche Kampfanzüge mit Deflektorschirmen gäbe."

Roi Danton lachte bitter.

"Für einen Priester verstehen Sie verdammt viel von der Technik der Kriegausfahrt, Vater. Aber nein, den Gefallen werden uns die Vernunftsjünger nicht tun. Sie sind nicht so erpicht darauf, einen von uns als blinden Passagier an Bord des Raumschiffes Erde zu haben, als daß sie uns die Mittel dazu freiwillig zur Verfügung stellten."

"Hm", machte Ironside, "aber flugfähige Monturen - ohne Deflektor - und sonstige Beiboote für den Verkehr zwischen Raumschiff und Oberfläche wird es wohl geben, nicht wahr?"

"Müßte es eigentlich", stimmte Danton bei.

"Dann hätte ich immer noch eine Idee...", sagte Vater Ironside und schmunzelte.

Danton blickte Rhodan an.

"Es würde mich schmerzen, wenn ich es gegen deinen Willen tun müßte", sagte er halblaut.

Perry Rhodan schüttelte den Kopf. Ein merkwürdiges Leuchten trat in die grauen Augen.

"Nein, du brauchst es nicht gegen meinen Willen zu tun, Michael", antwortete er und reichte seinem Sohn die Hand. "Ich stehe hinter deinem Entschluß."

*

Der 10. Juli des alten Kalenders war der Tag der Einschlüpfung. Die Gefangenen wurden unter starker Bewachung in einen der großen Innenhöfe des Kontrollzentrums Imperium-Alpha gebracht.

Dort warteten Großtransporter, die von Robotern gesteuert wurden und jeweils rund sechzig Personen faßten. Der Hof war nach allen Seiten hin abgeriegelt, bis der letzte Gefangene eingestiegen war. Dann erst wurde eine Durchfahrt geöffnet, durch die die Transporter sich einer nach dem ändern entfernten.

Die Transportbehälter waren fensterlos. Die Gefangenen ahnten nur, daß es zum Raumhafen ging, wissen konnten sie es nicht. Als sich nach halbstündiger Fahrt die Schotte der Behälter wieder öffneten, sahen sie, daß ihre Vermutung berechtigt gewesen war. Sie befanden sich am südlichsten Ende des riesigen Raumhafens von Terrania-City.

Ein Gebiet von mehr als sechzig Quadratkilometern war hier durch ein starkes Aufgebot an Truppen und Kampfroobotern abgesperrt worden. Innerhalb der Absperrung waren ebensolche Transporter wie die, mit denen die "Gruppe Rhodan" gekommen war, bereits aufgefahren und hatten begonnen, ihre Fracht zu entladen. Männer und Frauen sammelten sich auf dem weiten Landefeld.

Der erste Eindruck, der jedermanns Blick fesselte, war der des riesigen Raumschiffes, das inmitten des abgesperrten Gebiets mit seiner Heckrundung dicht über dem Boden schwebte.

Eine gewaltige Hantel, aus hellrotem, einen blaßblauen Schimmer ausstrahlendem Ynkelonium-Terkonit-Verbundstahl bestehend, das gewaltigste Gebilde - mit Ausnahme von OLD MAN - das die Menschheit jemals erschaffen hatte.

Die Hantel stand aufrecht. Die Wandung der unteren Kugel, auf der in Hunderte von Metern großen Lettern die Zeichen SZ-2, also Sol-Zelle 2, prangten, war in einem Fesselfeld gefangen und schwebte etwa fünfzig Meter über dem Boden. SZ-2 war, ebenso wie SZ-1 am oberen Ende der Hantel, ein eigenständiges Superraumschiff der Universum-Klasse, zweieinhalbtausend Meter durchmessend. Aus dem oberen Polende von SZ-2 ragte das

zylindrische Gebilde hervor, das den Mittelstab der Hantel darstellte, gedrungen und massig wirkend mit seiner Länge von fünfzehnhundert Metern und einem Durchmesser der gleichen Größe. Um die Mitte des Zylinders wand sich der Wulst, in dem das Antriebssystem für diesen Teil des Gesamtraumschiffes untergebracht war. Und ganz oben schließlich die zweite Kugelzelle, ein weiteres Superschachtschiff der Universum-Klasse, die Sol-Zelle 1.

Unter dem blauen, leicht diesigen Himmel des Raumhafens bot das gewaltige Fahrzeug ein Bild erdrückender Wucht und unwirklicher Schönheit zugleich. Die Verbannten standen da und schienen ihr grausames Schicksal vergessen zu haben. Sie starrten in die Höhe. Die Augen versuchten, das weit über sechs Kilometer hohe Riesengebilde in den Griff zu bekommen.

Da schallte von einem der Transporter die dröhnende Stimme eines Roboters über das weite Feld:

"Die Verurteilten werden aufgefordert, auf die gelbe Markierung des Antigravfelds zu achten, das in wenigen Augenblicken aus der Südpolhälfte der Sol-Zelle zwei herabbrechen wird. Die Verurteilten haben in ständigem Strom, ohne Unterbrechung, die gelbe Markierung zu übertreten und werden durch das Feld ins Innere des Raumschiffes hinaufbefördert."

Sekunden später öffnete sich in der der Erde zugewandten Rundung der SZ-2 das Luk einer riesigen Schleuse. Ein gelbes Leuchten erschien, das sich langsam zum Boden herabsenkte und dort einen Kreis von etwa fünfzig Metern Durchmesser markierte.

Da geschah das Seltsame. Die, die dem gelben Kreis am nächsten standen, wollten nicht gehen. Sie wollten nicht die ersten sein, die die Heimat für immer verließen. Aber die, die weiter hinten standen, begannen zu drängen. Ohne, daß sie es wollten, wurden die Vordersten über die Grenze der Markierung gedrückt und schwebten, dem Zug des künstlichen Schwerefeldes folgend, zu der weit geöffneten Schleuse hinauf.

*

Robotstimmen plärrten, monoton und sich ständig wiederholend: "Für fünf Stunden nach dem Start bleibt das Fahrzeug einzig und allein unter der Kontrolle des Autopiloten. Kontrollgeräte und Waffen sind der Besatzung des Fahrzeugs bis dahin nicht zugänglich. Innerhalb dieser fünf Stunden wird das Fahrzeug im Linearflug an einen Punkt außerhalb des Mahlstroms gebracht.

Von da an obliegt es der Schiffsführung, einen eigenen Kurs zu entwickeln. Es wird davor gewarnt, die Erde anzufliegen. Sicherheitsvorkehrungen sind getroffen, die das Fahrzeug explodieren lassen werden, sollte es sich der Erde jemals bis auf weniger als ein Lichtjahr nähern.

Das Fahrzeug ist für ein Jahr voller Fahrt mit Treibstoff und für drei Jahre mit Proviant ausgestattet. Innerhalb dieser Zeit wird es der Besatzung voraussichtlich gelingen, ihre eigenen Quellen zur Deckung des Treibstoff- und Nahrungsbedarfs zu finden.

Ich wiederhole ..."

Pausenlos hämmerten die Worte auf sie ein. Sie verteilten sich in den endlos weiten Räumen des riesigen Raumschiffs. Niemand hatte Zeit gehabt, irgendwelche Anordnungen zu treffen.

Sie arrangierten sich, wie es ihnen am besten behagte.

Am komfortabelsten war die Mittelsektion des Riesenschiffs eingerichtet, der Griff der Hantel. Dort fanden sich die Menschen zusammen.

Mittlerweile hatte Perry Rhodan mit seinen engsten Begleitern den Kommandostand der SZ-1 bezogen. Es war, wie die Roboterstimme pausenlos verkündete: von den Kontrollen funktionierte keine einzige. Aber die Optikbildschirme waren erleuchtet und zeigten den Raumhafen von Terrania-City. Mancher Blick versuchte, sich das vertraute Bild der Stadt, die dunstige Silhouette des südlichen Stadtrands einzuprägen, aber zu echter Besinnlichkeit war im Augenblick noch keine Zeit. Ordonnanzen eilten hin und her. Rhodans vordringlichste Sorge galt den Mutanten, die sich noch immer im Drogenrausch befanden und an Bord hatten getragen werden müssen. Sie waren im Lazarett der SZ-1 untergebracht worden, und die Ärzte unter den Verbannten hatten begonnen, sich um ihr Wohl zu bemühen.

Vater Ironside und Roi Danton erwischten Rhodan in einer kurzen Verschnaufpause zwischen Anordnungen und Meldungen. Bruder Serafino war längst nicht mehr mit von der Partie. Er war von vornherein auf der Erde zurückgeblieben.

"Alles in Ordnung", versicherte Danton seinem Vater. "Es gibt keine Aggregate mit Deflektorschirmen, wie vermutet, aber flugfähige Monturen sind in ausreichender Zahl vorhanden ... allerdings ohne Waffen."

Rhodan antwortete ihm mit einem besorgten Blick.

"Das macht die Sache ungleich schwieriger, nicht wahr?"

"Nicht wirklich", widersprach Vater Ironside. "Danton und ich werden uns in der Stadt treffen. Es entspricht zwar nicht meinem Metier, aber ich werde es verstehen, ein paar brauchbare Waffen auf zutreiben."

Rhodan lächelte unwillkürlich.

"Ich wüßte nicht, was wir ohne Sie tun sollten, Vater!"

In diesem Augenblick schrie jemand laut auf. Von irgendwoher drang ein dumpfes, verhaltenes Dröhnen, und der Boden hatte leicht zu vibrieren begonnen. Rhodan sah auf. Zuerst war es kaum wahrnehmbar, aber dann wurde es rasch deutlicher: das Blickfeld auf den Bildschirmen weitete sich. Die Gebäude am Rand des Raumhafens, die Einzelheiten der Silhouette der Stadt - sie begannen kleiner zu werden.

"Wir starten ...!" schrie eine Stimme so entsetzt, als habe ihr Besitzer unter dem Eindruck, den das komfortable Innere des riesigen Fahrzeugs auf ihn machte, völlig vergessen, daß er eigentlich nur an Bord gekommen war, um mit der SOL zu starten und die Erde zu verlassen.

Im Osten der Stadt tauchte die glitzernde Fläche eines Sees auf. Der Goshun-Salzsee. An seinen Ufern hatte alles begonnen - vor fünfzehnhundertneunundsechzig Jahren. Welch weiten Weg hatte die Menschheit seit damals zurückgelegt.

Das waren die Gedanken, die Perry Rhodan durch den Sinn gingen. Roi Danton aber hatte keine Zeit für Reminiszenzen.

Er stieß Vater Ironside den Ellbogen in die Seite und flüsterte:

"Kommen Sie! Die Zeit drängt...!"

*

Die Zurückbleibenden sahen dem majestätisch davongleitenden Riesenschiff nach. Manch einem unter ihnen, der der Macht der Aphilie noch nicht verfallen war, mochte das Herz brennen, als er das stolze Fahrzeug, das die Menschheit jemals gebaut hatte, auf Nimmerwiedersehen in das endlose Blau des Firmaments verschwinden sah.

Aber auch auf der Erde blieb nicht einmal denen, die die Fähigkeit dazu noch besaßen, Zeit, wehmütigen Gedanken nachzuhängen. Als der Schwerpunkt der SOL eine Höhe von sechs Kilometern erreicht hatte, meldeten die Meßgeräte, daß ein winziges, kaum mehr erfassbares Objekt aus einer der Schleusen der SZ-2 ausgestoßen worden sei. Die Mikrowellenortner verfolgten die Bewegungen des fremden Objekts. Es verfügte offenbar über einen eigenen Antrieb und ein Steuersystem. Man gelangte bald zu dem Schluß, daß es sich um einen Menschen mit einem flugfähigen Schutzanzug handeln mußte, und um einen äußerst unerfahrenen obendrein, denn der Zickzackflug, den er vorlegte, war nahezu grotesk.

Rings um den großen Raumhafen herum war man damit beschäftigt, die merkwürdigen Manöver des Unbekannten zu verfolgen. Er gab sich anscheinend große Mühe, auf den nördlichen Rand des Landefeldes zuzuhalten, aber die Manöver gelangen ihm nicht immer so, wie er sie beabsichtigte.

Man versuchte, über Funk Verbindung mit dem Mann aufzunehmen, aber in seiner Unerfahrenheit hatte er selbst vergessen, seinen Empfänger einzuschalten.

Von dem Zeitpunkt, da er die Schleuse der SOL verlassen hatte, bis zu dem Augenblick, da er am nördlichen Rand des Landefeldes eine verwegene Bruchlandung baute, vergingen fast dreißig Minuten. Inzwischen war das stolze Raumschiff längst im Blau des Himmels verschwunden, und nur noch die Ortergeräte zeigten einen stetig kleiner werdenden Reflex des Fahrzeugs.

Inzwischen war Imperium-Alpha über den Unbekannten informiert worden, der die SOL auf solch abenteuerliche Weise verlassen hatte. Ein Mitglied des Zehner-Komitees, der Bruder-acht, ein früherer USO-Major, hatte sich eigens zu dem Zweck, den Fremden zu verhören, zum Raumhafen begeben.

Der Mann hatte sich inzwischen der unförmigen Schutzmontur entledigt. Unter dem modernen Gerät kam ein schwarzer Talar zum Vorschein. Verwirrt und ein wenig hilflos blinzelte Vater Ironside in die rötliche Sonne. Da baute sich Bruder-acht vor ihm auf.

"Ich dachte, du hättest dich entschlossen, auf der Erde zu bleiben?" herrschte er den Priester an.

"Das habe ich auch", antwortete Vater Ironside, "und schließlich bin ich ja auch hier!"

"Wie kommst du dann an Bord der SOL?"

"Rhodan zwang mich dazu. Er wollte einen Seelsorger unter seinen Leuten haben, und ich war der einzig greifbare."

"Aha. Du willst behaupten, du hättest dich Rhodans Zugriff entziehen können, wie?"

"Das will ich nicht behaupten ... das war so! Im Augenblick des Starts geriet alles an Bord in Bewegung. Niemand achtete mehr auf mich. Ich hatte Zeit gehabt, mich umzusehen. Ich wußte, wo die flugtauglichen Monturen hingen. Als es losging, schnappte ich mir eine davon und ging über Bord."

Bruder-acht musterte ihn mißtrauisch.

"Und jetzt?" fragte er schließlich.

"Und jetzt möchte ich gerne Bruder Serafino aufsuchen", antwortete Vater Ironside kühl. "So, wie ich ihn kenne, hat er sich um mich schon halb zu Tode geängstigt."

Und während Vater Ironside würdevoll davonschritt, von keinem der Anwesenden behindert, landete in einem Waldstück vierzig Kilometer westlich der Raumhafengrenze Roi Danton. Er war von der SOL abgesprungen, als sich der Schwerpunkt des Schiffes in acht Kilometern Höhe befand und als Vater Ironside längst begonnen hatte, mit seinen waghalsigen Manövern die Aufmerksamkeit der Bodentruppen auf sich zu lenken. Danton hatte die SOL auf der dem Raumhafen abgewandten Seite verlassen. Er war ziemlich sicher, daß sein Flug, der sich im Gegensatz zu dem des Vaters Ironside geradlinig vollzogen hatte, von niemand bemerkt worden war. Er streifte sich die schwere Montur vom Leib und verbarg sie an einer Stelle, die er im Notfall wiederfinden konnte.

In einem kleinen Taschenspiegel überprüfte er den Sitz der Maske, die er angelegt hatte, bevor er von der SOL absprang.

Er sah jetzt genauso aus wie an jenem Abend, an dem er Vater Ironside zum ersten Mal begegnet war.

Dann stand er auf und machte sich auf den Weg zurück in die Stadt.

*

Zwei Dinge sind noch zu berichten ...

Die SOL ging planmäßig in den Linearraum und bewegte sich fünf Stunden lang mit unbekannter Geschwindigkeit in eine unbekannte Richtung. Als sie wieder ins Einstein-Kontinuum zurücktauchte, zeigten sich auf den Bildschirmen zwei verwaschene Lichtflecken, die durch eine hauchdünne, kaum mehr wahrnehmbare Lichtschnur miteinander verbunden waren. Die beiden Flecken waren die beiden auseinanderstrebenden Galaxien, und die dünne Schnur verkörperte den Mahlstrom, nahe dessen Zentrum sich die Sonne Medaillon mit ihren zwei Planeten befand. Überschlägige Rechnungen ergaben, daß sich die SOL im Laufe der fünf Stunden etwa zweitausend Lichtjahre von der Erde entfernt hatte.

Unverzüglich ging man daran, das gewaltige Raumschiff auf Herz und Nieren zu überprüfen. Es stellte sich heraus, daß Autopilot und Bordrechner die Kontrollen freigegeben hatten - auch die über die schwer bestückten Geschützstände. Perry Rhodan und seine Mannschaft waren in der Tat die Herren des mächtigen Raumschiffs.

Geoffrey Waringer, von demselben Pessimismus beseelt, der Rhodan zu der Äußerung veranlaßt hatte, die Söhne der reinen Vernunft würden niemals dulden, daß die SOL mit ihrer Mannschaft in die heimatliche Milchstraße zurückkehrte, hatte sich mit allem Eifer dem Bordrechner gewidmet. Er brauchte drei Stunden, um zu ermitteln, daß die Koordinaten der terranischen Galaxis aus den Speichern des Rechners gelöscht worden waren. Damit erlosch die letzte Hoffnung, daß die SOL jemals für den Zweck verwendet werden könne, für den sie gebaut worden war: die Heimat der Menschen anzufliegen.

Perry Rhodan nahm die Hiobsbotschaft gelassen auf.

"Wir hatten es uns ohnehin nicht so leicht vorgestellt, nicht wahr?" sagte er so laut, daß er weithin verstanden wurde. "Es wird uns Schweiß und Schmerzen kosten zu erfahren, in welcher Richtung wir die alte Milchstraße zu suchen haben. Aber wir werden es schaffen, das verspreche ich euch!"

Die SOL trieb durch den Einstein-Raum, während die gründliche Untersuchung des Schiffsinners weiterging und Rhodan sich mit seinen Mitarbeitern darüber klar zu werden versuchte, welcher Schritt als nächster zu tun sei. Die Stunden flossen dahin, ohne daß jemand ihrer achtete. Rhodan war mehr als dreißig Stunden ununterbrochen auf den Beinen gewesen, als ihn schließlich die Müdigkeit packte und er sich in sein Privatquartier zurückzog.

Er lag auf seinem Ruhebett, die Arme unter dem Kopf verschränkt, trotz seiner Müdigkeit unfähig, Schlaf zu finden.

Sein Blick wanderte wie zufällig zu einem der Bildschirme hinauf, die in die Wand eingebaut waren. Es war die größte der insgesamt vier Bildflächen und diente dem Empfang von Hyperfunkbildern. Matt und grau lag das Bildfeld, aber plötzlich erschien weit im Hintergrund ein bunter, glitzernder Funke, tanzte über die Mattscheibe und begann, in ruckartigen, blitzschnellen Bewegungen Buchstaben zu zeichnen.

Perry Rhodan war unwillkürlich in die Höhe gefahren. Staunend las er:

DIE PROPHEZEIUNG BEGINNT SICH ZU ERFÜLLEN. SIEBEN SIEGEL MÜSSEN GEBROCHEN WERDEN...

ABER ERST DAS LETZTE ÖFFNET DIE TÜR ZU FREIHEIT UND VOLLKOMMENHEIT ...

Fast eine Minute lang stand die Schrift auf der Bildfläche. Fast eine Minute lang war Perry Rhodan so in seiner Überraschung befangen, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Erst als der Bildschirm erlosch, sprang er auf. Ein Knopfdruck verband ihn per Interkom mit der Zentrale.

"Haben wir im Laufe der vergangenen zehn Minuten einen Hyperspruch empfangen?"

Der Mann starrte ihn verblüfft an.

"Nein, Sir ... ich meine ... wer sollte ..."

"Vergewissern Sie sich!" befahl Rhodan.

Der Mann sah im Hyperfunklog nach.

"Kein Spruch eingegangen, Sir", wiederholte er seine ursprüngliche Behauptung.

Er sprach mit der technischen Abteilung und versuchte zu ermitteln, ob es möglich sei, von irgendwo im Innern des Schiffes eine Meldung so in die Kommunikationskanäle einzuspeisen, daß sie auf seinem Hyperfunkbildschirm erschien. Die Frage wurde eindeutig verneint. Der Hyperfunkbildschirm trat nur in Tätigkeit, wenn eine an den Kommandanten direkt und vertraulich gerichtete Hyperfunkmeldung empfangen wurde.

Rhodans letzte Hoffnung, das Geheimnis zu lüften, zerrann, als er durch Umfragen feststellte, daß niemand anders die geheimnisvolle Schrift gesehen hatte. Sein Bildschirm war der einzige, auf dem die Geisterbotschaft sich gezeigt hatte. Was hatte das zu bedeuten?

Er erinnerte sich an die uralte Prophezeiung der sieben Siegel.

ES hatte sie getan, das unfaßbare, geheimnisvolle Wesen, das schon so oft in die Geschicke der Menschheit eingegriffen hatte. Die Bedeutung der Weissagung war niemals klargeworden. Auch in diesem Augenblick wußte Rhodan nicht mehr damit anzufangen als in all den Jahrzehnten und Jahrhunderten zuvor, die vergangen waren, seitdem er die Prophezeiung zum ersten Mal gehört hatte.

War es wirklich ES gewesen, das durch die geheimnisvolle Schrift zu ihm gesprochen hatte? Oder war er einer Halluzination erlegen? Er rief sich die Szene ins Gedächtnis zurück und gelangte zu dem Schluß, daß die Buchstaben ohne Zweifel auf dem Bildschirm gestanden hatten. Sie waren keine Erfindung seiner Phantasie.

Es hatte sie wirklich gegeben.

Nur - was sie bedeuteten, darüber würde erst die Zukunft etwas aussagen können.

*

Fast ein Jahr war seit dem Start der SOL vergangen, und auf der Erde herrschte die Aphilie. Die neue Regierung war mit eigenen Problemen derart beschäftigt, daß sie keine Zeit hatte, an Perry Rhodan und seine Freunde zu denken. Sie hatten sich nicht wieder blicken lassen ... und das war gut so.

An einem frühen Morgen stürzte Bruder-vier mit allen Anzeichen äußerster Erregung in den großen, spartanisch eingerichteten Arbeitsraum des Bruders-eins. Wortlos legte er einen rechteckigen Gegenstand vor dem Licht der Vernunft auf den Schreibtisch. Reginald Bull musterte das Ding und sagte:

"Ein Buch! Ein gebundenes Buch, wie man es in der Vergangenheit benutzte! Was ist es ... und woher hast du es?"

"Es ist funkelnagelneu!" stieß der Bruder-vier hervor. "Ich habe es erst heute morgen erworben ... von einem Straßenhändler, der sehr vorsichtig tat, als hätte er Angst, daß die Polizei nach ihm sucht.

Ich bin sicher, daß sie genau das tun wird, nachdem du einen Blick in das Buch geworfen hast."

"Was? Nach ihm suchen?"

"Ja."

"Warum?"

"Lies, dann wirst du mich verstehen."

Vorsichtig schlug Reginald Bull den Einband auf.

"Das Buch der Liebe", las er murmelnd. "Welch ein unrationaler Titel!"

"Weiter!" drängte der Bruder-vier.

Das Licht der Vernunft begann, halblaut die erste Seite zu lesen:

"Nun aber hört: da waren einst Menschen, die einander liebten. Die Eltern liebten ihre Kinder und die Kinder ihre Eltern.

Der Nachbar liebte seinen Nachbarn, und die Liebe war allgegenwärtig. Die Menschen lebten in Frieden miteinander, denn unter ihnen war Liebe ..."

Plötzlich lehnte Reginald Bull, das Licht der Vernunft, sich in seinen Sessel zurück. Er blickte starr vor sich hin, und ein schmales Lächeln spielte um seine Lippen. Er hielt das Buch fest, aber er sah es nicht an. Er sah aus wie ein Mann, dem eine liebgewordene Erinnerung plötzlich zurückgekehrt ist.

"Merkst du es?" fragte Bruder-vier.

Reginald Bull schrak auf.

"Merke ich? Was ...?"

"Das seltsame Fluidum, das von dem Text ausgeht? Woran dachtest du soeben?"

Das Licht der Vernunft war verwirrt.

"An ... an ...", stotterte er, dann saß er plötzlich kerzengerade in seinem Stuhl. "Du hast recht!" schnarrte er. "Das Buch enthält gefährliches demagogisches Material. Seine Verbreitung muß sofort unterbrochen werden. Die Polizei soll nach dem Straßenhändler suchen ..."

Und so begann die Jagd nach dem Buch, nach dem Buch der Liebe, das geschrieben worden war, um denjenigen unter den Menschen, die der Liebe noch fähig waren, die Erinnerung an die alte Heimat, die alte Menschheit zu bewahren.

Der Verrat...?

Trailokanat lächelte zufrieden. Sein breites, feistes Gesicht war der Gestalt gewordene Ausdruck der Genugtuung. Nachdem Sergio und Sylvia den gemeinsamen Vortrag "des Buches" beendet hatten, ließ er eine Minute verstreichen, in deren Verlauf sich ihre Gedanken aus der Welt "des Buches" wieder auf die Wirklichkeit umorientieren konnten. Dann stand er auf und sagte nur das eine Wort:

"Kommt...!"

"Wohin?" fragte Sergio Percellar verwundert.

"Ihr habt euren Teil der Übereinkunft gehalten, jetzt bin ich an der Reihe. Ich Sorge dafür, daß ihr nach Borneo gelangt."

Sergio grinste zufrieden.

"So einfach ... wie?" machte er.

"So einfach", bestätigte Trailokanat.

Sie traten in den kurzen Gang hinaus, durch den sie zuvor gekommen waren. Trailokanat war der letzte, der das Gemach verließ. Sergio, der vorausschritt, warf einen Blick zurück über die Schulter und sah den Thailänder in der Nähe des Tisches an einem Gerät hantieren. Ein warnendes Gefühl befiel ihn plötzlich. Er blieb stehen, so daß Sylvia gegen ihn prallte.

"Was ist?" fragte sie erschreckt.

Er wollte antworten, aber ringsum ertönte plötzlich ein feines Zischen. Sergio sah auf. In diesem Augenblick drang ihm der widerwärtige Geruch eines erstickenden Gases in die Nase.

"Raus hier!" würgte er hervor.

Er stürzte auf den vorderen Ausgang zu. Daß sich die Tür, durch die sie gekommen waren, bereits hinter ihnen geschlossen hatte und daß Trailokanat sich noch in dem darunterliegenden Raum befand, nahm er nur im Unterbewußtsein wahr. Die Tür, die das Ende des Ganges bildete, ließ sich nicht öffnen. Sergio bearbeitete sie wie ein Wilder mit den Fäusten, aber sie widerstand seiner Anstrengung mühelos. Sergio spürte, wie ihn die Kräfte verließen. In seinen Lungen war ein stechendes Brennen. An seiner Seite stieß Sylvia einen seufzenden Laut aus und glitt zu Boden. Sie war bewußtlos. Sergio beugte sich über sie, aber die Bewegung verursachte ihm Schwindel. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte vornüber. Das Bewußtsein wich so schnell, daß er nicht mehr spürte, wie er auf den Boden prallte.

Sein letzter Gedanke war: Man hat uns verraten!

ENDE